Reclams Universum

30. Jahrgang **Heft 51** 17. Sept. 1914

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Wenden!

Romanbeilage.

Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post.

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu 35 Pfg. = 45 Heller = 50 Cts. = 21 Kop. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) 13 Hefte 4 Mk. = 5 Kronen = 5.35 Franken = 2.40 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 8 Mark einschließlich Zustellung.

Liebhaber-Ausgabe:

Jährlich 52 Hefte zu 60 Pfg. = 75 Heller = 80 Cts. = 35 Kop. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) 6 Mark = 7.20 Kronen = 8 Franken = 3.60 Rubel, bei Kreuzband-Sendung nach dem Auslande 11.50 Mark einschließlich Zustellung.





General Moritz Ritter v. Auffenberg,

der siegreiche österreichisch-ungarische Heerführer, der die Russen bei Zamosc und Komarow warf.



Bundesbrüder.

Der sturmerprobte Zweibund. Von Karl Fr. Nowak.

All den Schrecknissen zu Trotz, all der Not und all dem Leid zu Trotz, das der gewaltigste der Weltbrände in unabsehbarem Umkreis entzündet, wird ein fleckenlos schimmerndes Symbol die Geschichte der Völker überstrahlen, solange Völker der Geschichte lauschen. Die Vergangenheit weiß von Bundesgenossenschaften in großer Zahl. Kabinette fanden mehr und minder leicht die Wege, an deren Ende ein gemeinsam nützliches Ziel locken mochte, Fürsten einten ihre Heere zu Waffenbrüderschaften, die mitunter vor allem dem Erwerb einer Beute zu bestimmten Teilen galten. Die natürlichste Bundesverbrüderung mehrerer Völker hatte Europa — wenn man bei der Verschiedenartigkeit der Ursachen und Absichten wirklich von einer „Verbrüderung", nicht lediglich von einem Bunde, reden will — bisher just vor hundert Jahren gesehen. Vier Staaten standen mit ihren Armeen auf gemeinsamer Kampflinie: nur Deutschland und Österreich kämpften neben dem aus der Ferne bedrohten Rußland in Wahrheit um Leben und Freiheit gegen den Koloß Napoleon, indes England gegen ihn mehr als Geschäftsstörer sein Heer aufbrachte. Man darf nicht gut annehmen, daß Lützower Jäger oder die Studenten in Waffen, aus denen das Kampffeuer voll heiligster Reinheit glühte, in Wahlverwandtschaft mit zerlumpten Kosaken fochten. Und Wellingtons Stoßseufzer vor Waterloo: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen wären da" — das Wort allein sagt deutlich genug, daß hier die Bundesbrüderschaft für England zunächst und ausschließlich den Sinn der gründlichsten Soldatenhilfe hatte,

Deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft. Der deutschen Skutaribesatzung, die Schulter an Schulter mit den österreichischen Truppen bei Visegrad eine von den Serben besetzte Höhe gestürmt hat, wurde in Wien ein überaus feierlicher Empfang zuteil. Der Kriegsminister v. Krobatin hielt an die Truppen eine Ansprache, in der er die Waffenbrüderschaft beider Armeen betonte und den deutschen Soldaten für ihre heldenhafte Unterstützung dankte. An die offizielle Feier schloß sich die Verteilung von Auszeichnungen und eine Bewirtung der deutschen Truppe, deren Abreise von Wien zu erneuten begeisterten Kundgebungen für die deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft führte.



Vom österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz: Ein Hoch auf den Kaiser und König Franz Joseph im Kriegspressequartier in Galizien.

ohne die eben der Geschäftsstörer nicht niederzuwerfen war. Hundert Jahre später schickt englische Geschäftsbesorgnis wieder eine Expeditionsarmee auf den Kontinent. Wieder hat England eine Koalition zustande gebracht, die verschiedene, dennoch gemeinsame Interessen zu einen scheinen. Kabinette haben sich abermals gefunden, obgleich keines für Leben und Freiheit seines Volkes hätte mittun müssen, Kabinette von Ost und West zu einem Bund, in dem vermutlich der kultivierte Franzose, bestimmt indes der gebildete Engländer die Nase über den Muschik rümpft. Aber es galt den Krieg gegen den Geschäftsfeind. Daß es nicht ein Koloß war, gegen den die Waffen entscheiden sollten, daß ein ganzes Volk, zwei ganze Völker ihr Lebensrecht sich nicht wollten nehmen lassen, hieß englische Erbitterung nur noch zäher im Vernichtungsentschlusse werden. Russischer Korruption und Faulheit schien es wesentlich einfacher, das reiche Deutschland und zugleich das arbeitsame Österreich auszuplündern, als selbst durch eisernen Fleiß zur Höhe zu streben. Frankreichs Ruf nach Revanche hallt seit fast einem Halbjahrhundert über die Grenzen. All dies deckte sich ganz ausgezeichnet mit Englands Grimm über deutsche Handelsflotten und Welthandelsschaft. Und die Kabinette fanden sich . . . Auf der anderen Seite standen nur zwei. Auch sie fanden sich. Aber ihre befreundeten Kabinette waren nicht Bundschöpfer, waren nur Sprachrohr für die eine Fanfare: Die Not stellt euch zwei jetzt Schulter an Schulter . . .

Im Grunde handelte es sich gar nicht um Franz Ferdinands Ermordung, wenn mehr als einer auch schon am Mördersonntag von Sarajewo wußte, daß sie zum Weltkrieg führen müßte. Und auch um Serbien handelte es sich im Wesen gar nicht . . . All das war letzter Anlaß, äußerster Anstoß, keineswegs Ursache. Ob auch die Serben ein schwer zähmbares Trotzvolk zwischen unwegsamen Bergen sind: Österreich ward schon mit anderem Gegner fertig. Aber in Serbien wirtschaftete Rußlands Hand. Rußland war's zum wenigsten nicht unerwünscht, daß jener Franz Ferdinand fiel, der mit eiserner Anspannung immer wieder nur das eine wollte: seines Heimatlandes Österreichs Größe, die russisches Vormachtstreben bedrohte. Serbiens Haltung in all den Jahren schon war weiter nichts als der russische Angriff gegen Österreich vom Süden, vom Südosten her schon in Friedenszeit. Die Monarchie war unbequem auf dem Balkan, war unbequem auf dem Vormarsch nach Konstantinopel. Was Deutschland im Westen und über die Meere hin für England bedeutete, den Schädling der englischen Einflußsphäre, war Österreich für den russischen Osten und für den phantastischen Horizont, den die Petersburger Panslawisten sich Jahr um Jahr schon ausgemalt. So war der Zusammenschluß von Ost und West durch Interessengleichheit gegeben. Die anderen liefen mit: Belgien, in Urteilslosigkeit an die scheinbar Mächtigeren gekettet, und das unglückliche Frankreich, halb in Bangigkeit und Selbstwehr, halb im Revancherausch, an dessen Erfüllbarkeit kein Nüchterner glaubte . . . Nicht zuletzt Frankreich vielleicht deshalb, weil seine blinde Angstpolitik vor Deutschland es seit Jahrzehnten schon russisch festgefahren hatte, ohne daß jetzt noch ein Abschwenken möglich gewesen wäre . . .

Gegen das Kunststück der Diplomaten — Iswolsky, Sir Edward Grey und Poincaré haben den Krieg geschaffen: kein Franzose, kein Russe, kein Engländer zog begeistert in diesen Krieg —, gegen das Kunststück der Diplomaten wehren sich nunmehr die beiden zentralen Völkerstämme. Wie die Gegner, so haben auch sie die gleichen Interessen zueinander geführt. Gegen Spekulationsgelüste gilt es Dinge zu verteidigen, die durch ethische Innenwerte volltönig klingen: Haus, Heimat, Mütter, Gattinnen und Töchter, Lebensmöglichkeit und Kultur, bedrohte Freiheit und Vorwärtsentwicklung. Jeder in Deutschland, jeder in Österreich weiß heute, daß seine eigene Zukunft verloren wäre, die eigene Heimat in der Umklammerung zerbrechen müßte, wenn die Macht des Bundesgenossen stürzte. Koalitionen können zuwege gebracht werden, die Halbasiaten mit Engländern auf einen Schlachtplatz drängen. In Petersburg, in London, in Paris haben die Diplomaten sich die Rechnung über die Zahl der Übermacht gelegt, die den Zentralmächten beikommen sollte. Verstörte Franzosen wurden dann mit Manöverlügen, die russischen Bauern mit Revolvern an

die Front gehetzt. Die Bundesgenossen drüben haben so in der Tat riesige Mannschaftsbestände zu „verbrüderten" Soldatenhaufen vereinigt: kein Einheitsheer. Und andererseits hätten auch die Mächtigsten am Wiener Ballplatz und in der Berliner Wilhelmstraße durch Diplomatenworte allein keinen Bund von solch eherner Festigkeit erreicht, wie er heute Deutschland und Österreich umschlingt: die Not und das Bewußtsein, gemeinsames Kulturgut schützen zu müssen, hat im Grunde nur eine Armee, eine Diplomatie, ein einziges vaterländisches Gefühl aus beiden Nachbarvölkern wachsen lassen.

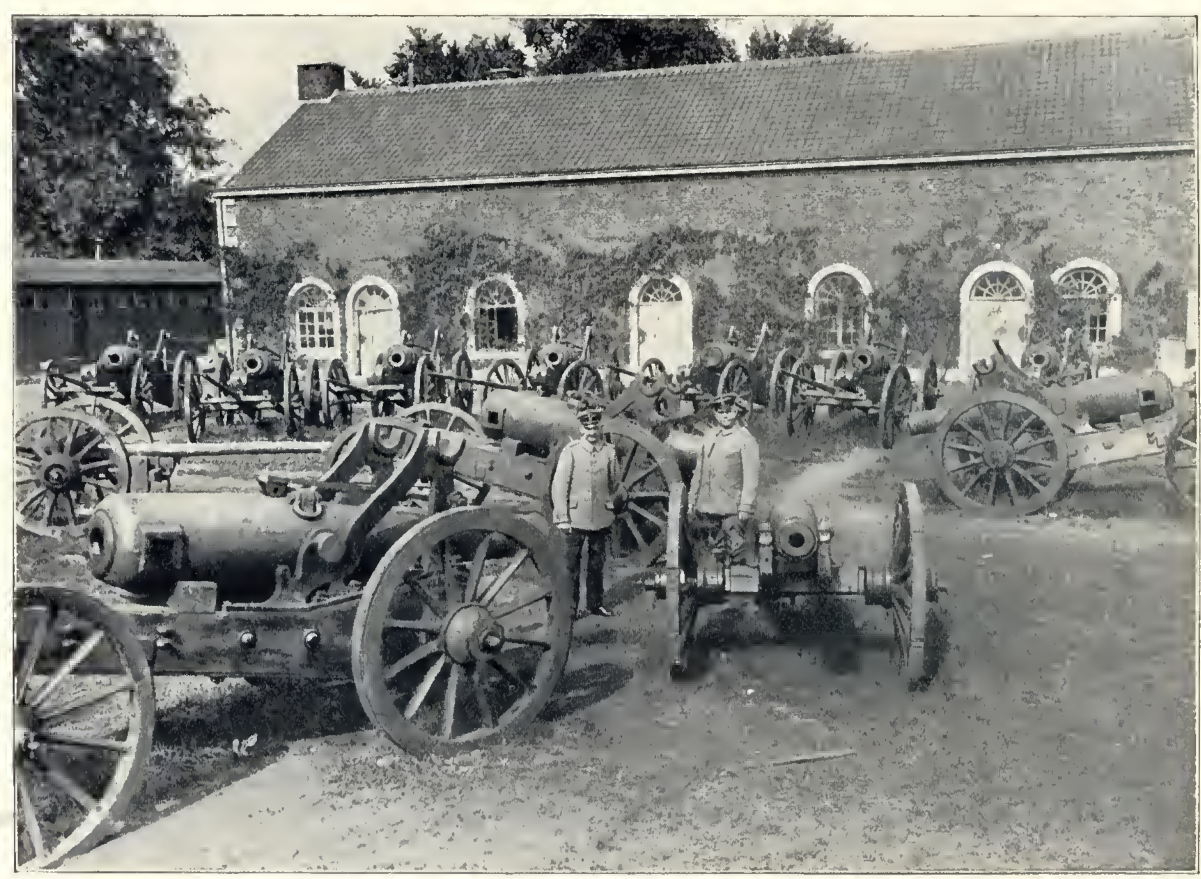
Ihre Armeen stehen, ihre Armeen fechten Schulter an Schulter. Sie wissen, daß sie niemand haben, als sich und ihre Kraft, aber sie wissen auch, wie furchtbar die Wirkung dieser brüderlich zu einem einzigen Ganzen umspannten Kraft sein kann. Sie kämpfen Schulter an Schulter, wie auch ihre Heimatländer sich nahe berühren, die ein ungeheurer Block in der Mitte Europas sind. Und sicherlich mehr noch als nur in geographischem Sinn Europas Herz: man muß bloß auf das Entsetzen, auf all die Unmenschlichkeiten sehen, die neben den Zarenhunnen die Träger westeuropäischer Kultur — man wird auch dies Wort revidieren und später von „mitteleuropäischer" Kultur sprechen müssen — überall verbreiten . . . Um dies eine, gemeinsam pochende Herz, das sein Leben, seinen hellen Klang behalten soll, kämpfen jetzt Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich.

Ihre Söhne gehen mit anderen Blicken, mit anderem Zuruf in Schlachtnot und Tod und neue Morgenröte: anders als Franzosen, Belgier und Russen. Auch in dem aufrechten, leuchtenden Stolz, in der milden Hingegebenheit an ein vielleicht dunkles Los, mit der deutsche Krieger und Franz Josephs Krieger als einzelne ins Feld ziehen, auch darin zeigt sich des Zweibundes andere, tiefere Art. Aus Not ist diese Waffenbrüderschaft geboren, durch gemeinsam strömendes Blut auf der Walstatt ist sie jetzt schon erhärtet. Vor Namur, vor Givet donnerten die österreichischen Motorbatterien an der Seite der deutschen Geschütze. Deutsche Seesoldaten — sie kamen aus Skutari — stürmten mit den österreichischen Brüdern gegen die Serben bei Visegrad. Und im fernsten Osten schließt sich ein österreichischer Kreuzer brüderlich an die beiden deutschen Schiffe, die ruhig auch gegen japanische Übermacht zum Kampf sich stellen wollen. All das ist mehr als Aufmerksamkeit und als Höflichkeit des einen Volkes für den Bruder: all das ist Symbol. Einmal hat gemeinsame Bedrängnis die zwei fest und unverbrüchlich aneinander gekettet. Sie werden sich durchhauen, trotz der Diplomatenbündnisse der vier oder sechs oder acht, die vermutlich ein wenig zu früh auf Beute lauerten. Sie werden in alle Zukunft wissen, wo allein das Vertrauen, die Ehrlichkeit und das eigene Heil ist. Sie werden in alle Zukunft den einen heiligen Weg marschieren, über dem das schwarz-weiß-rote und das schwarz-gelbe Banner wehen.

Die Freiheitsbewegung in der Ukraine.

Von Dr. R. Stübe. Mit einer Karte.

Seit der siegreichen Schlacht, die die Österreicher bei Krasnik an der Grenze der Ukraine schlugen, mehren sich die Nachrichten von einer Erregung des ukrainischen Volkes, das man oft als „Kleinrussen" bezeichnet. Wenn die Ukrainer jetzt die Befreiung vom Joch der Großrussen erstreben, so regt sich darin das Bewußtsein für ihre nationale Besonderheit, für ihre alte staatliche Selbständigkeit und ihren eigenen Kulturbesitz. Die Ukrainer gehören den Ostslawen an, aber nichts berechtigt dazu, sie für



Eroberte belgische Festungsgeschütze in der Zitadelle von Lüttich. Phot. W. Braemer.



Für Reclams Universum gezeichnet von Max Hänsch.

Russen zu halten; sie sind ein Volk, das sich nach körperlichen Merkmalen, Sprache, Geschichte und geistigem Wesen erheblich von den Russen unterscheidet. Sie bilden eine Einheit mit den Ruthenen in Galizien, und so wenig diese als Russen gelten, so wenig sind es auch die Ukrainer.

Wenn die Ukrainer als „Kleinrussen" bezeichnet werden, wodurch sie mit den „Großrussen", der Bevölkerung des Reiches von Moskau, zu der größeren Volkseinheit der „Russen" verbunden scheinen, so beruht das nur auf der politischen Einverleibung der Ukraine in das Zarentum Moskau, die erst im 17. Jahrhundert erfolgt ist. Damals wurde die Bezeichnung „Kleinrussen" für die Bevöllerung zur Unterscheidung von den moskowitischen „Russen" offiziell eingeführt. Der Ausdruck „Kleinrußland" scheint aus der kirchlichen Sprache der Byzantiner zu stammen. Urkunden des Patriarchats von Konstantinopel bezeichnen im 14. Jahrhundert ein Gebiet, das etwa dem heutigen Galizien, Wolhynien, Podolien und Kijew entspricht, als „das kleine Rußland" im Unterschiede von dem Gebiet um Moskau. Als Herzog von Kleinrußland bezeichnete sich 1335 der wolhynische Fürst Georg Boleslav.

Gerade in der Ukraine liegen die Anfänge des russischen Staates wie der durch die byzantinische Kirche vermittelten Kultur. Kijew, die „Mutter der Städte", ist die älteste Kulturzentrale Rußlands. Hier begegneten sich die staatsbildende Kraft nordgermanischer Eroberer, der Scharen Ruriks, und die hohe, aber in festen Formen erstarrte kirchliche Bildung der Byzantiner.

Der Name der Ukraine schon bezeugt ihre geschichtliche Stellung. Das altrussische Wort ukraina bedeutet „Grenzland"; so wurde im 15. Jahrhundert das Gebiet genannt, das zunächst von den Einfällen der Tataren bedroht war. In diesen Kämpfen gewann die Ukraine ihre politische Bedeutung. Aber die letzten, entscheidenden Schläge gegen die mongolischen Eroberer Rußlands führte endlich das Zartum Moskau. Dadurch gewann Moskau die führende Stellung in Rußland. Es unterwirft seit Iwan IV. das mittlere Rußland und setzt an die Stelle des alten Kulturstaates von Kijew die Despotie des kulturarmen Moskau. Die Geschichte Rußlands wird immer stärker mit der Machtentfaltung der Großfürsten von Moskau verbunden. Rußland ist bis zu Peter dem Großen durchaus eine Despotie orientalischer Art gewesen, nur unendlich viel ärmer an Kulturwerten als die großen, von alter Kultur erfüllten Reiche des Orients. Der Staat hat sich niemals aus der Umklammerung eines Despotismus losgelöst, der nichts anderes als die Allgewalt der herrschenden Sippe kannte. Darauf beruht es im letzten Grunde, daß Rußland nur den Gedanken einer Einheit kannte, der jedes individuelle Leben erstickte. Rußland hat niemals der kulturfördernden Vielfältigkeit nationaler Sonderart Raum gewährt, es hat die Völkerindividualitäten immer nur zertreten, wofür Finnland, die Baltischen Länder, Polen und die Ukraine zeugen.

Insbesondere hat die Ukraine ein ungünstiges historisches Schicksal gehabt; sie hat ihre alte kulturell und politisch führende Stellung eingebüßt. Seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. können wir von einem ukrainischen Volk reden. Die nächsten Jahrhunderte bereiten den Staat der Ukraine vor. Es gelingt der Dynastie von Kijew, das ukrainische Volk zu einer poli-



Prinz Joachim von Preußen, der jüngste Sohn des Deutschen Kaisers, der als Ordonnanzoffizier auf dem Kampfplatz tätig war, erlitt durch einen Schrapnellschuß eine Verwundung am rechten Oberschenkel.



Generaloberst Freiherr v. Hausen, der Befehlshaber der siegreichen sächsischen Armee. Er nahm 1866 am Feldzug teil, ebenso am Krieg 1870/71 als Bataillonsadjutant. Er war lange sächsischer Kriegsminister. Hofphot. J. Aurig.



Alexander Moissi als Kriegsfreiwilliger. Der vielgefeierte Berliner Schauspieler, der von Geburt Italiener ist, war einer der ersten, die sich freiwillig zur deutschen Fahne meldeten. Moissi hat nicht nur am Deutschen Theater in Berlin, seiner eigentlichen Wirkungsstätte, sondern in ganz Deutschland die glänzendsten Erfolge erzielt. Phot. Becker & Maaß, Berlin.



Prinz Burhan Eddin-Effendi, der neue Fürst von Albanien, der Nachfolger des zurückgetretenen Prinzen von Wied. Burhan Eddin ist der Lieblingssohn des Exsultans Abdul Hamid und soll schon vor der Ernennung des Prinzen von Wied für den albanischen Thron ausersehen gewesen sein. Albanien soll auch unter seiner Herrschaft völlig unabhängig von der Türkei bleiben.



Vom belgischen Kriegsschauplatz: Gräber deutscher Offiziere in der Nähe von Loewen, die den Franktireurs zum Opfer fielen.

tischen Einheit zusammenzufassen. Eine geistig geschlossene Kultur gewinnen diese Massen durch die Einführung des Christentums unter Wladimir dem Großen, der 988 getauft wurde. Mit dem Christentum wurde die Verbindung mit der byzantinischen Kultur wirksam; eine höhere soziale Entwicklung setzte ein mit der Ausbildung eines grundbesitzenden, kapitalistischen Adels, mit dem Aufblühen von Handel und Gewerbe. Politisch tritt neben die alte Gefolgsmannschaft der Großfürsten die selbständige Gemeinde.

Seit dem 14. Jahrhundert aber verliert die Ukraine ihr selbständiges Leben; sie wird zuerst mit dem Großfürstentum Litauen, dann mit dem Königreich Polen verbunden. Die



Der russische Gesandte in Paris Jswolsky, der anläßlich der Flucht der französischen Regierung nach Bordeaux die Hauptstadt Frankreichs verlassen und seine Familie nach der Schweiz in Sicherheit bringen mußte. Jhm gebührt der zweifelhafte Ruhm, einer der eifrigsten Vorarbeiter für den Ausbruch des Weltkriegs zu sein.



General Schilinsky, der russische Varus. Er war der Befehlshaber der russischen Armee in Ostpreußen, die von General v. Benneckendorff und v. Hindenburg vernichtend besiegt wurde. Jhr Schicksal gleicht dem des römischen Heeres unter Varus, der ebenfalls seine Legionen in die Sümpfe führte.



General v. Rennenkampf, der in der Schlacht von Lemberg kämpfende russische Heerführer, erhielt vom Zaren Nikolaus den Wladimirorden. Er gilt als einer der befähigtsten russischen Heerführer. Weiteren Kreisen wurde er durch die Kämpfe in der Mandschurei und während des Boxeraufstands bekannt.

Das berühmte Rathaus und die Kathedrale, die im Mittelpunkt des Franktireurviertels von Loewen liegen. Die beiden historischen Gebäude wurden durch die Anstrengungen der deutschen Offiziere und Truppen gerettet, die die angrenzenden Häuserblocks sprengten und unter dem Feuer der belgischen Franktireurs den Kirchenschatz und die wertvollen Altargemälde bargen. Von der Kirche wurde lediglich das Dach durch Flugfeuer zerstört.

Belgisches Franktireurunwesen: Der Schauplatz des heimtückischen Überfalls auf die deutschen Truppen in Loewen. Sie wurden plötzlich in der Nacht von allen Seiten von der organisierten Bevölkerung, die von belgischen und englischen Truppen in Zivil angeführt wurde, beschossen und verloren eine Anzahl Offiziere und Mannschaften. Der Herd des Franktireurüberfalls wurde hierauf in der Notwehr in Brand gesteckt.

Vom belgischen Kriegsschauplatz: Ein neues Bild von der gewaltigen Wirkung der deutschen 42-cm-Haubitzen.

Folge ist das Aufkommen einer beherrschenden, volksfremden Schicht, unter der die Volksmassen in rechtlicher und wirtschaftlicher Hörigkeit stehen. Der sich stetig verschärfende Gegensatz zwischen den Beherrschenden und dem Volke steigert sich, durch nationale und religiöse Gegensätze verschärft, bis er im 16. Jahrhundert in einer großen nationalen Erhebung ausbricht. Bis ins 18. Jahrhundert sind diese Bewegungen fühlbar; aber sie erreichen nicht das Ziel einer politisch selbständigen, nationalen Kultur. Das überlegene Massengewicht Moskaus erdrückt die Ukraine. Aber das Gefühl für die geschichtliche Eigenart und für einen alten nationalen Kulturbesitz ist bis heute in der Stille lebendig geblieben. Sollte es heute in der Ukraine zu einer nationalen Organisation kommen, die eine politische Selbständigkeit vorbereitet, so würden die Ukrainer damit nur an die großen Überlieferungen ihrer Vergangenheit anknüpfen. Von großrussischer Seite wird dem ukrainischen Volke das Recht einer selbständigen kulturellen und politischen Entwicklung deshalb bestritten, weil es nach seiner Sprache zu den „Russen" gehöre. Das ukrainische Volk soll deshalb dem großrussischen Wesen untergeordnet werden. Lediglich das Streben der großrussischen Machthaber hat auch die Ukraine mit allen Mitteln niederzuhalten gesucht. Deshalb hat die russische Regierung alle selbständigen Kulturbestrebungen der Ukrainer unter-



Der erste Schritt in Feindesland: Deutsche Truppen überschreiten fröhlich die deutsch-französische Grenze. Im Hintergrund der Grenzpfahl.



Vom belgischen Kriegsschauplatz: Die mehrere Meter starke Betondeckung eines belgischen Forts, die ebenso wie die beweglichen Panzertürme durch einen Schuß der deutschen 42-cm-Haubitzen zerstört wurde. Das Geschoß drang bis zur Munitionskammer durch, so daß das ganze Fort in die Luft flog.

drückt. Die „allrussische" Einerleiheit sollte auch hier erzwungen werden. Vor allem suchte die russische Regierung die Verbindung mit den Stammesgenossen der Ukrainer, mit den Ruthenen in Ostgalizien, zu hemmen, deren geistiger Mittelpunkt die Universität Lemberg ist. Die Einführung ruthenischer Literatur in Rußland ist verboten. Dagegen versuchte Rußland durch den Einfluß der orthodoxen Geistlichkeit und durch russisches Geld die Ruthenen Österreichs für die großrussischen Bestrebungen zu gewinnen, wobei das Trugbild der panslawistischen Idee den Deckmantel bildete. Von den Ruthenen Österreichs, die in der Ausbildung ihrer geistigen Kultur und ihrer Sprache nicht behindert sind, griffen die nationalen Kulturbestrebungen nach Rußland über, wo sie ein Volk von etwa 30 Millionen erfaßten. Obgleich sich hier die ukrainische Bewegung durchaus auf kulturelle Förderung des Landes und Volkes beschränkte, tat die russische Regierung alles, um diese Bestrebungen zu erdrücken. Man erklärte einfach, es gäbe kein ukrainisches Volkstum und keine ukrainische Sprache. Vielleicht ist es den Heeren Österreichs beschieden, dieses niedergetretene Volk zu befreien. Ein selbständiges Dasein, die Entfaltung eigenen Kulturlebens und ein ihre Existenz sichernder kultureller Anschluß an Mitteleuropa ist das Ziel, dessen Erreichung man allen vom Moskowitertum niedergedrückten Völkern, den Finnen, Balten, Polen und Ukrainern, nur lebhaft wünschen kann.



Französische Kolonialtruppen in dem deutschen Gefangenenlager in Ohrdruf i. Th. Phot. Franz Beck.

Dum-Dum-Geschosse mit französischer Originalpackung. Rechts ein Dum-Dum-Geschoß Modell 1906, Bleikern mit Aushöhlung. Links französische Lebel-Patronen, deren Geschosse an der Spitze abgefeilt oder eingekerbt sind, um die Verwundung grausamer zu machen. Die Aufnahmen wurden vom deutschen Generalstab angefertigt und uns zur Verfügung gestellt.

Völkerrechtsbruch durch Dum-Dum-Geschosse.

Von Generalleutnant z. D. Metzler.

Telegramm des Deutschen Kaisers an den Präsidenten Wilson: „Ich betrachte es als meine Pflicht, Herr Präsident, Sie als den hervorragendsten Vertreter der Grundsätze der Menschlichkeit zu benachrichtigen, daß nach der Einnahme der französischen Festung Longwy meine Truppen dort Tausende von Dum-Dum-Geschossen entdeckt haben, die durch eine besondere Regierungswerkstätte hergestellt waren. Ebensolche Geschosse wurden bei getöteten und verwundeten Soldaten und Gefangenen, auch britischer Truppen, gefunden. Sie wissen, welch schreckliche Wunden und Leiden diese Kugeln verursachen, und daß ihre Anwendung durch die anerkannten Grundsätze des internationalen Rechts streng verboten ist. Ich richte daher an Sie einen feierlichen Protest gegen diese Art der Kriegführung, die dank der Methoden unserer Gegner eine der barbarischsten geworden ist, die man in der Geschichte kennt."

Seit den letzten Tagen des Monats August ist es dienstlich festgestellt, daß sowohl bei den Engländern wie bei den Franzosen in den Taschen der Gefallenen und Verwundeten zahlreiche Dum-Dum-Geschosse gefunden worden sind. In der eroberten Feste Longwy wurde eine maschinelle Einrichtung zur Umwandlung gewöhnlicher Geschosse zu Dum-Dum-Geschossen entdeckt. Auch feindliche Einwohner bedienten sich dieser durch Art. 23 Absatz I E der Haager Landkriegsordnung verbotenen Geschosse. „Es sind Schritte getan, um dieses allen völkerrechtlichen Abmachungen hohnsprechende Vorgehen zur Kenntnis der gesitteten Welt zu bringen", meldet der Generalquartiermeister aus dem deutschen Hauptquartier. Das ist gut. Diese Schritte werden aber nichts helfen, denn über jedwede Schranke der Billigkeit setzen sich unsere Feinde hinweg. Englische in Gefangenschaft geratene Offiziere versicherten auf Ehrenwort, daß ihnen die Munition für ihre Pistolen in derartigen Geschossen geliefert worden sei. Nur das eine dient etwas zur Entschuldigung der englischen Armee, daß sie gewöhnt ist, mit unzivilisierten Völkern zu kämpfen, die für Verwundungen durch kleinkalibrige Gewehre fast unempfindlich sind und erst durch mehrere Treffer außer Kampf gesetzt werden.

Zur sogenannten Humanität des jetzt in fast allen Armeen eingeführten Geschosses aus Hartblei mit Mantel aus kupferplattiertem Stahlblech oder aus Kupfernickel trägt neben der glatten, festen Oberfläche und seiner Widerstandsfähigkeit auch seine Spitzenform bei. Manche Verwundungen heilen so schnell, daß der Verletzte schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder kampffähig wird. Das ist bei vollster Anerkennung des Wunsches für Humanität in der Kriegführung insofern taktisch unrichtig, als die Kriegsdauer durch die immer wieder zur Front vorgehenden Leichtverwundeten verlängert wird. Eines der Mittel zur Ernstergestaltung der Verwundungen durch Infanteriegewehrgeschosse besteht darin, daß man nicht unter ein Minimalkaliber heruntergeht. Von den jetzt im Kampf gegeneinander stehenden Armeen führt der russische Infanterist das kleinste Kaliber von 7,62 mm, der belgische 6,65, der englische 7,71, der deutsche, französische und österreichisch-ungarische 8 mm. Sie alle haben eine genügende Verwundungsfähigkeit und Schlagwirkung. Diese wird zweifellos vergrößert durch alles, was den Widerstand des Körpers gegen das Durchdringen des Geschosses erhöht, also durch Stumpfheit der Spitze, Rauheit der Oberfläche, Deformation des Geschosses und dessen Neigung, im Ziel quer zu schlagen. Nach diesen Richtungen hin kann mit dem Dum-Dum-Geschoß viel, ja es können die grausamsten Verletzungen erreicht werden, was der Humanität zivilisiert sein wollender Nationen widerspricht.

Das Dum-Dum- oder Bleispitzengeschoß entstand in den britischen Kolonialkriegen in dem Bestreben, den anstürmenden Gegner, den das moderne Geschoß kleinen Kalibers häufig nicht aufzuhalten vermochte, niederzuwerfen. Eine ähnliche Erfahrung hatte bereits in Jägerkreisen zur Anwendung von Halbmantel- und Hohlspitzgeschossen gegen großes Wild geführt. Als im Tschitral-Feldzuge gegen die wilden

Rechtsanwalt Dr. Ludwig Frank, Mitglied des deutschen Reichstags, fiel in der Nähe von Lunéville durch einen Schuß in den Kopf. Der geistvolle Führer der deutschen Sozialdemokratie, der zu den populärsten Männern Mannheims zählte, war trotz seiner 40 Jahre sofort nach Ausbruch des Kriegs als Kriegsfreiwilliger ins Heer eingetreten. Der Reichskanzler und der badische Minister des Innern sprachen ihr Beileid über den herben Verlust aus, den die Sozialdemokratie und das deutsche Vaterland durch seinen Tod erlitten haben.

Gebirgsstämme das Mantelgeschoß des englischen Metford-Gewehres einen Mangel in der den Feind aufhaltenden Kraft zeigte, fertigte die Staatsfabrik Dum-Dum bei Kalkutta Geschosse an, die den englischen Anforderungen in ihrer Zerstörungskraft genügten. Es waren dies Halbmantelgeschosse mit geschlitztem Mantel, später wurden sie zu Hohlspitzgeschossen umgeändert. Mit großem, Lord Kitchener zufriedenstellendem Erfolg kamen sie bei Omdurman im Sudan-Feldzug 1898 zur Anwendung. Sie ergaben durch das Zusammenwirken



Französischer Vandalismus in Lothringen. In der Schlacht von Lothringen tobten um das Dorf Schneckenbusch bei Saarburg schwere Kämpfe. Die zurückweichenden Franzosen krönten dort, wie uns ein Leser unter Übersendung des Bildes berichtet, ihre übrigen Schandtaten mit einem Akt widerwärtigster Roheit. Die Einwohner wurden aufgefordert, sich in die Kirche zu begeben, weil es dort sicherer sei, und der Sohn des Bürgermeisters erhielt bei Androhung der Todesstrafe den Befehl, niemand aus der Kirche herauszulassen. Da schlug plötzlich die erste Granate durch die Kirchenwand, ihr folgte ein Schuß nach dem anderen. Die Franzosen hatten sich die Kirche als erstes Ziel gesetzt. Zwölf der armen Eingeschlossenen wurden zerschmettert, viele lebensgefährlich verwundet. Die Unverletzten durchbrachen in der Todesangst die Türen und wurden von den inzwischen eingedrungenen bayrischen Truppen in ihre Wohnungskeller gebracht, wo sie das Ende des Kampfes abwarteten.

gesteigerter Wucht mit Deformierung des Bleikerns schwere Verwundungen oder Tod, indem sie beim Eindringen in den menschlichen Körper sehr stark gestaucht bzw. vollständig gerissen wurden.

Durch gütliche Vereinbarung wird es trotz des Protestes des Deutschen Kaisers schwer sein, der durch das Dum-Dum-Geschoß vom Sudan nach Europa übergeführten Grausamkeit noch jetzt Einhalt zu gebieten. So bleibt nichts anderes übrig, als die allerstrengsten Gegenmaßregeln durchzuführen. Das ist nicht Rache, sondern Pflicht.

Der Weltkrieg.

5. Kriegsbericht von Generalmajor z. D. v. Loebell.

Die Berichtswoche begann mit der Vernichtung von drei russischen Armeekorps bei Ortelsburg-Gilgenburg. Die Schlacht von Tannenberg war die erste selbständige Schlacht des Generaloberst v. Hindenburg, ein Sieg an Erfolgen und an Trophäen so bedeutend, wie keiner zuvor. Drei Kommandierende Generale, 300 russische Offiziere und 90 000 Gefangene fielen in deutsche Hände. Das gesamte Geschützmaterial wurde vernichtet, es steckt in den Sümpfen und Seen. Generaloberst v. Hindenburg ließ anscheinend die Russen erst anlaufen, rollte dann vom Flügel aus die russische Stellung auf, die Russen in die Seenkette drückend. Dadurch kam am 31. August der russische Vormarsch zum Stillstand, das war das Wichtigste; die rechten Nachbartruppen vermochten weiter in Polen vorzudringen, gelangten inzwischen bis Radom, an den linken Flügel der Österreicher anschließend, um im Verein mit diesem siegreichen Flügel die Russen umfassend südlich der Rokitnosümpfe zurückzudrücken. Inzwischen war der geniale Führer der Ostarmeen, Generaloberst v. Hindenburg, nicht untätig. In großzügiger Weise wollte er dem ihm gegenüberstehenden Feinde ein Sedan bereiten. Der Feind, in der Front festgehalten, im Rücken bedroht, entkam, aber der Erfolg des Kampfes am 9. September war der, daß Ostpreußen nunmehr endlich befreit ist.

Gegen den rechten österreichischen Flügel, der um Lemberg steht, gehen die Russen anscheinend mit der erdrückenden Über-



Die Deutschen in den Straßen der belgischen Hauptstadt Brüssel.

zahl von 560000 Mann vor, doch scheinen sich die Österreicher in befestigter Verteidigungsstellung nun bereits wochenlang zu halten, sie gingen sogar von neuem vor. Was das heißt, haben die tapferen deutschen Truppen im Westen erfahren.

In Nordfrankreich kamen fast übermenschliche Anstrengungen und in der Mitte der Kampf gegen Festungen und Forts noch hinzu; darüber soll zum Schluß berichtet werden. Zunächst ist noch vom rechten deutschen Ostflügel zu melden, daß auch schlesische Landwehr den Siegeslorbeer sich erkämpfte und am 8. September 17 Offiziere und 1000 Mann von der russischen Garde und dem 3. kaukasischen Armeekorps zu Gefangenen machte. Von dem zurzeit in den Hintergrund getretenen Kriegsschauplatz in Serbien dringt auch gute Kunde zu uns. Die Reste der Timokdivision wurden vernichtet, doch das tritt zurück gegen die Erfolge im Osten und Westen. Von großer Bedeutung hingegen ist der Fall der Festung Maubeuge an der Westfront. Sie kapitulierte am 7. September. 40000 Kriegsgefangene und 400 Geschütze fielen in deutsche Hände. Maubeuge ist eine der bedeutendsten modern ausgebauten Festungen, die von 6 Forts und Zwischenwerken umgeben und von tapferen Verteidigern besetzt war. Sie beherrschte die Bahnlinie nach Brüssel, Lüttich, Aachen und Paris. Der Schienenweg nach Paris wurde frei; aber Paris dürfte kaum das Ziel der vormarschierenden deutschen Nordheere sein, stets ist die Vernichtung des Gegners das Ziel der Operationen, nie eine Hauptstadt, wenn sie auch noch so bedeutend in politischer Hinsicht ist. Man denke an den in früheren Artikeln dargelegten Hauptzweck der durch Belgien in Frankreich eingedrungenen Nordarmeen, dann wird man verstehen, daß diese Heere unter starkem Flanken- ja Rückenschutz südostwärts eindrehten und nunmehr südwärts vordringen. Auch diese Schwenkung ist eine Glanzleistung der Nordarmee, vor allem eine Glanzleistung der seit Wochen unter kaum geahnten, aber glatt geleisteten Anstrengungen vordringenden und kämpfenden deutschen Infanteristen. Ihre Ausdauer, ihr Aushalten unter energischer Anwendung der letzten Kräfte, dann ihr frisches Draufgehen im feindlichen Kugelregen, dann wieder Marsch und wieder Kampf, das mußte zum Siege führen. Das vermag nur vorzügliche Infanterie. Zum Rückzug gezwungen, gingen die Franzosen immer wieder vor; ihre Tapferkeit läßt erst die Leistungen und Erfolge der deutschen Truppen im rechten Lichte erscheinen. Durchführbar waren die Leistungen nur infolge der dauernden Sicherstellung der Verpflegung durch die Feldküchenwagen, und erleichtert wurden sie durch die reichen Quellen der Länder Frankreich und Belgien. Wie mir ein verwundeter Kompagniechef mitteilte, vermochte er täglich dreimal durch die Feldküchen seinen Leuten warme Kost verabreichen zu lassen. Selbstverständlich konnten bei den außerordentlich starken Märschen die Brotkolonnen nicht immer rechtzeitig das Brot anliefern, das beigetriebene Brot war für den Geschmack der Deutschen etwas zu weichlich, der reichlich vorhandene wohlschmeckende Käse mußte als Ersatz dienen. Trotz aller Anstrengung war der Gesundheitszustand infolge des guten Wetters und des stets reichlich vorhandenen Rotweins ein ausgezeichneter. Der obengenannte Kompagniechef vermochte wie viele andere der Garde zum Beginn der Schlacht von St. Quentin, wo sogar noch warme Kost ausgegeben worden war, in voller Ausrückstärke den Kampf zu beginnen. Gekräftigt und frisch gingen seine Soldaten in den Kugelregen hinein. Der Erfolg des ruhig abgegebenen Infanteriefeuers wurde durch das Maschinengewehrfeuer noch verstärkt, die französischen Schützenlinien wurden niedergemäht, aber stets durch neue Schützen ersetzt. Die gefangenen englischen Korporale geben ihre Eindrücke und Beobachtungen dahin wieder, daß die Deutschen die Feinde zuerst unter heftiges Granatfeuer setzten, dann mit einem Eisenhagel aus Maschinengewehren überschütteten, es folgte rasendes Infanteriefeuer und endlich ein geradezu wütendes Draufgehen der Deutschen. Sie nahmen sich nicht lange Zeit zum Schießen, sondern warfen sich mit dem Bajonett auf uns.



Ein verlorener englischer Riesendampfer. Die englische Marine hat einen neuen Verlust erlitten, der zahlenmäßig etwa 40 Millionen Mark beträgt. Der englische Hilfskreuzer „Oceanic" ist nahe der schottländischen Küste untergegangen; er war ein Doppelschraubendampfer der White-Star-Linie mit 21 Knoten Geschwindigkeit. Als das Schiff 1899 vom Stapel lief, gehörte es mit seinen 17274 Tonnen Raumgehalt bei 228 m Länge zu den größten Passagierdampfern. Man vermutet, daß der Dampfer durch Auflaufen auf eine Mine zum Sinken gebracht wurde.

Das deutsche Volk beginnt, verwöhnt durch die glänzenden, Schlag auf Schlag fallenden Erfolge, ungeduldig zu werden, weil die Franzosen noch immer in der ersten Festungslinie —



Deutsche Einquartierung im Kgl. Theater in Lüttich.

Verdun—Nancy—Epinal—Belfort — sich verteidigen; auch in der letzten Berichtswoche wurde in der Umgegend dieser Festungen gekämpft. Von diesen Kämpfen war der bedeutendste der vom 10. September, weil nun endlich durch die Armee des deutschen Kronprinzen die befestigte feindliche Stellung südwestlich Verdun durchbrochen und genommen wurde. Nunmehr kann an die Einnahme der Sperrforts und der Forts von Verdun gegangen werden. Man vergißt den militärischen Wert dieser bedeutenden Festungen, man beachtet nicht die von Natur äußerst günstige Verteidigungslinie, die durch die modernsten Anlagen bereits im Frieden ausgebaut worden war und immer noch von tapferen Truppen verteidigt wird. Die Kunst, auszuharren, abzuwarten und im Rahmen der Gesamtoperationen zu handeln, ist eine schwierigere als das ungestüme Draufgehen, das bereits große, oft freilich unvermeidliche Verluste erforderte. Endlich ist in Anrechnung zu bringen, daß die Einnahme von Festungen in früheren Kriegen Monate erforderte. Nur infolge der 42-Zentimeter-Geschütze konnten Festungen wie Lüttich, Namur, Maubeuge in so überraschend kurzer Zeit genommen werden. Das Großzügige der deutschen Heeresleitung besteht eben in dem planmäßigen Aufmarsch, Vormarsch und in der planmäßigen Durchführung der strategischen Absichten. Möge der Schlachtengott der zu erwartenden Hauptentscheidung auf deutscher Seite wie bisher günstig bleiben! Das Schlachtenglück ist launisch, nicht immer wird uns von Niederlagen der Feinde gemeldet werden. Die Franzosen machen selbstverständlich die äußersten Anstrengungen, um sich aus der bedenklichen Situation zu befreien. Leicht ist die Aufgabe des deutschen Nordheeres nicht, vor sich und hinter sich, zu beiden Seiten Feinde, daher Flanken- und Rückenschutz, wie bereits erwähnt. Auf dem rechten Flügel wurden sie von überlegenen Kräften angegriffen, vermochten aber am 9. und 10. September zwischen Meaux und Montmirail in schweren Kämpfen den Gegner aufzuhalten, und erst als neue starke feindliche Kolonnen gemeldet wurden, wurde der Flügel zurückgenommen. Auch bei diesen Kämpfen große Siegesbeute, aber natürlich auch Verluste. Jeder Krieg und besonders der siegreiche fordert Opfer.

Die Chronik des Weltkrieges.

7. September. Die englische Admiralität gibt den Verlust einer Anzahl ihrer geschützten Kreuzer und Torpedoboote durch Minen bekannt, auch daß deutsche Torpedoboote englische Fischdampfer in der Nordsee gekapert haben. Hieraus ist der Schluß zu ziehen, daß die englische seebeherrschende Flotte immer noch eine schonende Zurückhaltung übt. — Maubeuge kapituliert nach zehntägiger Belagerung: 40000 Gefangene, 400 Geschütze, 4 Generale fallen in die Hände der Deutschen. — Aus Ostende wird gemeldet, daß die belgische, 15 km südöstlich von Antwerpen liegende Feste Dendermonde beschossen wird. Es gehört diese Beschießung zu den von den deutschen Truppen begonnenen Belagerungsarbeiten von Antwerpen. — General Joffre erläßt einen Tagesbefehl, in dem er die Überlegenheit der deutschen Waffen zugibt und Maßregeln vorschreibt, um den französischen Truppen in Zukunft allzu große Verluste zu ersparen. — In Frankreich soll die Jahresklasse der Zwanzigjährigen nach Verlauf einiger Monate zum Heer einrücken und durch die Jahresklasse der Neunzehnjährigen sofort ersetzt werden. — Der Kriegsminister Millerand gibt seiner Überzeugung Ausdruck, daß die Manöver der deutschen Truppen nach der Einnahme von Reims weder heute noch gestern einen Zweck hatten. Und doch wird vom französischen Kriegsminister zugegeben, daß die Deutschen schon am 6. September von Reims aus in La Ferté-sous-Jouarre, 50 km vor Paris, angekommen sind. — Vom östlichen Kriegsschauplatz wird von einem Erfolg der Armee des Generals Dankl bei Lublin berichtet, gleichzeitig aber auch, daß hier neue russische Verstärkungen eintreffen. — Französische Zeitungen melden, daß die Japaner die kleine Insel

Taschien, außerhalb der Bucht von Kiautschou, genommen haben. — Die serbische Timok-Division machte bei Mitrowitz einen Einfall in österreichisches Gebiet. Mit einem Verlust von 5000 Gefangenen wurde sie zurückgetrieben. Die Serben ließen sich zu ihrem Unternehmen durch die ihnen zugekommene Nachricht verleiten, daß österreichisch-ungarische Truppen, die anfänglich gegen sie bestimmt waren, nach Galizien gegen den wichtigeren Feind dirigiert worden sind. — Die kleine deutsche Skutari-Besatzung, die im Kampf bei Visegrad sich auszeichnete, rückt in ihre Garnison zurück, während sich die französische den Montenegrinern zur Verfügung stellt. — Zwischen England, Frankreich und Rußland wird ein Abkommen getroffen, nach dem sich die drei Mächte verpflichten, keinen Sonderfrieden zu schließen. Es scheint demnach, daß England seinen Freunden schon jetzt nicht so ganz traut. Am schlimmsten fährt Frankreich bei diesem Abkommen. Bezeichnend ist es, daß in ihm von dem irregeleiteten Belgien keine Rede ist. — Die Nachrichten russischer Hetzarbeit gegen Bulgarien verdichten sich, ebenso die, daß die Staaten des Dreiverbandes aus sämtlichen Gegenden der Welt Hilfskräfte sich erbitten. Dem gegenüber behauptet der japanische Gesandte in Stockholm, daß Japan nicht beabsichtige, Truppen nach Europa zu entsenden. Lord Kitchener dagegen erklärt, daß er in seinen Plänen mit einem gewaltigen Faktor rechne, den er zur Stunde nicht nenne, über den aber die Welt erstaunt sein werde. — Der deutsche Reichskanzler wendet sich mit Ermächtigung des Deutschen Kaisers an die amerikanische Presse zur Richtigstellung der diplomatischen Vorgänge vor dem Kriegsausbruch. — Im Südwesten Ostpreußens beginnt man die Schlachtfelder aufzuräumen und die Feldarbeiten wieder aufzunehmen.

8. September. Japanische Flieger werfen Bomben auf Tsingtau. — Eintreffen der Nachricht, daß Samoa von den Engländern am 29. August besetzt wurde. — Die Stadt Lokeren zwischen Antwerpen und Gent wird von deutschen Truppen besetzt. Das bedeutet die Einschließung des letzten Stützpunktes Belgiens und die Belagerung Antwerpens. — Bei Reims wird viel wertvolles Fliegermaterial erbeutet; hier ist das Militär-Flugzeugdepot und die Zentrale des Militär-Flugwesens. — Über Wien kommt die Nachricht von den östlichen Kriegsschauplätzen, daß deutsche Truppen am 29. August Radom, 40 km südwestlich der Weichsel, erreicht hatten. Zur österreichisch-ungarischen Armee meldeten sich $1^1/_4$ Million Kriegsfreiwillige. — Unter Absingen der österreichischen Kaiserhymne erfolgt der Abmarsch der ersten Kompagnien polnischer Legionäre. — Schlesische Landwehr nimmt bei einem siegreichen Gefecht gegen Truppen vom russischen Garde- und dritten Kaukasischen Korps 17 Offiziere und 1000 Mann gefangen. — Die englischen Verluste auf belgischem und französischem Boden werden offiziell mit 15 000 Toten, Verwundeten und Vermißten angegeben. — In einem Telegramm an den Präsidenten Wilson legt Kaiser Wilhelm Protest ein gegen den Gebrauch der sogar in Regierungswerkstätten hergestellten Dum-Dum-Geschosse, sowie gegen die barbarische Methode der Kriegführung der Feinde, selbst der Bevölkerung. — Die französische Kammer wird geschlossen, da zahlreiche Abgeordnete im Felde stehen und die Nöte, die Frankreich drücken, der Kammer die Möglichkeit des Zusammentrittes nehmen. — Der Verkauf von Spirituosen wird für die ganze Dauer des Krieges in Rußland verboten. Es ist daraus zu entnehmen, daß Rußland beabsichtigt, diesen Krieg mit einer Energie zu führen, die allen seinen früheren Kriegen fremd war.

9. September. Aus Ostende wird gemeldet: Die Deutschen gehen nordwestlich von Brüssel zwischen Gent und Antwerpen vor. Südlich von Antwerpen wird zur Erschwerung des deutschen Angriffsverfahrens das Land überschwemmt. Bei Leuze (zwischen Brüssel und Lille) werden Zuaven von Truppen des 9. preußischen Armeekorps zurückgeschlagen. — General Joffre erläßt einen Tagesbefehl an die Truppen, in dem es heißt: „Die Zeit zum Rückwärtsschauen ist jetzt vorüber, der Augenblick ist gekommen, den Feind anzugreifen und ihn zurückzutreiben und das gewonnene Terrain um jeden Preis zu behaupten." — Französische Artillerie landet in dem montenegrinischen Hafen Antivari, um das Bombardement Cattaros durch die Montenegriner zu unterstützen.

10. September. Die östlich von Paris in der Verfolgung begriffenen deutschen Heeresteile werden von Paris aus bei Meaux und Montmirail von überlegenen Kräften angegriffen. Nach zweitägigem Kampf und einer Siegesbeute von 50 Geschützen und einigen Tausend Gefangenen werden neue feindliche Kolonnen gemeldet, worauf der deutsche Flügel zurückgenommen wird. Die westlich Verdun kämpfenden Heeresteile befinden sich in fortschreitendem Kampf. Der deutsche Kronprinz nimmt mit seiner Armee die befestigte feindliche Stellung südwestlich Verdun; Teile seiner Armee greifen die südlich Verdun liegenden Sperrforts an, die Forts von Verdun werden durch schwere Artillerie beschossen. — Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz schlägt General v. Beneckendorff und Hindenburg, der Sieger von Gilgenburg-Ortelsburg am 26., 27. und 28. August, wie heute bekannt wird, mit dem Ostheer den linken Flügel der noch in Ostpreußen befindlichen russischen Hauptarmee. Das Ostheer verfolgt den Feind in nordöstlicher Richtung auf Kowno gegen den Njemen. — Die österreichisch-ungarische Heeresleitung ergreift auf dem galizisch-polnischen Kriegsschauplatz bei Lemberg aufs neue die Offensive. Hier stehen zwei Drittel der für Europa bestimmten Streitkräfte des russischen Kolosses. — Die Deutschen besetzen die englische Walfischbai an der Küste von Deutsch-Südwestafrika. — Der Ministerrat in Bordeaux unterbreitet dem Präsidenten Poincaré einen Erlaß, durch den diejenigen Männer, die bisher dienstuntauglich oder zurückgestellt waren, aufgefordert werden, sich einer neuen ärztlichen Untersuchung zu unterziehen. Diejenigen, die als diensttauglich befunden werden, sollen unverzüglich ausgehoben werden, und diejenigen, die sich nach dem Erlaß nicht stellen, werden als diensttauglich angesehen.

11. September. Die Schlacht im Raume von Lemberg steht für die österreichisch-ungarischen Armeen sehr günstig. — Japan ist dem in London abgeschlossenen Übereinkommen, das bezweckt, keinen Einzelfrieden zu schließen, beigetreten. — Der Botschafter der Vereinigten Staaten in Paris, dem der Schutz der noch in Frankreich befindlichen deutschen und österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen übertragen ist, hat bei dem französischen Minister des Auswärtigen Delcassé einen energischen Protest gegen die grausame und menschenunwürdige Behandlung der in französischer Gefangenschaft befindlichen Deutschen sowie Österreicher und Ungarn erhoben. Delcassé hat dem amerikanischen Botschafter Abhilfe zugesagt. — Die türkische Regierung hob die Kapitulationen mit dem Dreiverband auf. Das spricht für die Festigkeit und eine zweibundfreundliche Gesinnung der türkischen Politik.

12. September. Von der Belgrader Gegend aus gelingt es den Serben in Syrmien, dem Landstrich zwischen Donau und Save, einzufallen; auch Montenegriner ergreifen die Offensive. Abwehr ist eingeleitet. — Nach englischen Nachrichten fand in der Nähe des Songweflusses, an der Grenze Deutsch-Ostafrikas und Britisch-Njassalande, zwischen deutschen und englischen Truppen ein Kampf statt, wobei auf beiden Seiten mehrere Europäer gefallen sind. Aus gleicher Quelle wird auch von Toten und Verwundeten in Kamerun berichtet; 3 englische Offiziere sind hier gefallen. — Aus Kopenhagen wird gemeldet, daß ein 29 Schiffe starkes deutsches Ostseegeschwader bei Gothland bemerkt worden sein. — Bei Lyck im südöstlichen Ostpreußen wird das 22. russische Armeekorps geschlagen. — Die Zahl der bis jetzt in Deutschland eingetroffenen Kriegsgefangenen von West und Ost beträgt 350 000, darunter aus England 160 Offiziere und 7350 Mann. — Der Dampferverkehr von England nach Ostende wird eingestellt. — Prinz Heinrich von





Siegestrophäen aus der englischen Presse. Links: Die erste von den Franzosen erbeutete deutsche Fahne, ausgestellt im Pariser Kriegsministerium. Die Fahne soll nach der Londoner Sphere dem 132. Infanterieregiment „in St. Blasien im Elsaß“ nach einem heißen Kampf abgenommen worden sein. Da die deutschen Truppen keine Fahnen verloren haben, liegt in der offiziellen Ausstellung dieser Fahne eine bewußte Irreführung. Rechts: Ein deutscher Grenzpfahl in den Vogesen wird von den Franzosen ausgerissen; er wurde ebenfalls als Siegestrophäe nach Paris gebracht und dort ausgestellt. Die Londoner Sphere hat auch diesen Beweis für den französischen Elan ihren Lesern im Bild vorgesetzt.

Preußen, der Schwager des Zaren, sendet seine Zarenmedaille dem deutschen Reichsbankdirektorium zum Einschmelzen ein. — Der Burengeneral Botha teilt dem südafrikanischen Parlament mit, daß die englische Regierung ihn gebeten habe, gewisse Operationen gegen den gemeinsamen Feind auszuführen; selbstverständlich beschließt das Parlament diese Bitte zu erfüllen.

13. September. Der Rückzug der russischen Hauptarmee nach der Schlacht in Ostpreußen gestaltet sich zur Flucht. Der siegreiche General v. Hindenburg setzt die Verfolgung über die Grenze fort. Bis jetzt sind über 10 000 Gefangene und 80 Geschütze in seiner Hand. — Von unserem seit 3 Wochen fast ununterbrochen heldenmütig kämpfenden Verbündeten kommt die Nachricht, daß nach 5tägiger Schlacht westlich und nordwestlich vor Lemberg und nach Zurückdrängen des linken russischen Flügels im Norden von Rawaruska bis gegen Lublin so übermächtig starke russische Kolonnen im Anmarsch sind, daß ein Zurücknehmen der ganzen Linie geboten erschien.

Die Verlustlisten.

Nicht so sehr wie in der vorletzten Woche, der Woche der Riesenschlachten, vermehrten sich in der letzten die Verluste. Trotzdem haben die preußischen Regimenter den Verlust von fast 5000 Toten, Verwundeten und Vermißten zu beklagen, wodurch die Gesamtziffer von 13 000 auf etwa 18 000 gestiegen ist. Die sächsischen Listen meldeten seit Beginn des Krieges gegen 1000 Namen, die bayrischen über 1100, die württembergischen gegen 1400. Die Summe der Verluste erscheint allerdings gering, wenn man bedenkt, daß wir unseren Gegnern schon fast eine viertel Million Gefangene abgenommen haben. Die österreichischen Verlustlisten sind immer noch nicht vollständig bei uns eingetroffen, weshalb wir einen Überblick erst später geben werden. Stark mehrt sich die Zahl der verwundeten und gefallenen Träger bekannter Namen, von denen wir folgende anführen: Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen, gefallen; Hauptmann und Kompagniechef im 1. Garderegiment zu Fuß, Wedigo v. Wedel, der beste Freund des deutschen Kronprinzen, gefallen; Oberleutnant der Reserve Karl v. Weizsäcker, Sohn des Ministerpräsidenten v. Weizsäcker, gefallen; Dr. Wieck, Schwager Bernhard Dernburgs, gefallen; Einjährig-Freiwilliger Karl Storm, ein Enkel Theodor Storms, gefallen; Fähnrich Fritz Enders, Sohn des Reichsmilitäranwalts Enders, gefallen; Leutnant Freiherr Karl Wilhelm v. Plettenberg, gefallen; Vizewachtmeister Wilko Freiherr v. Schele, Sohn des bekannten Welfenführers v. Schele-Schelenburg, gefallen; Leutnant der Reserve August Menth, Chefredakteur der „Augsburger Postzeitung“, †; Oberleutnant Ernst Moritz v. Arndt, Nachkomme Ernst Moritz Arndts, †; Generalmajor Otto Frhr. v. Redwitz, leicht verwundet; Rudolf Nernst, Sohn des Geheimrats Nernst, gefallen; Reichstagsabgeordneter Dr. Frank, Mannheim, gefallen; Leutnant Richard v. Claer, Sohn des Generalinspektors der Festungen v. Claer, gefallen; Regimentskommandeur Bockmann, gefallen; Leutnant der Reserve Berliner, Sohn des Generaldirektors der Bergmann-Elektrizitätsgesellschaft Theodor Berliner, gefallen; Martin Loibl, bayr. Landtagsabgeordneter, †; Helmuth v. Breunig, Sohn des bayrischen Finanzministers Ritter v. Breunig, gefallen; Prinz Friedrich von Hessen, ältester Sohn des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, verwundet; Stabsarzt Dr Otto Xylander, gefallen; die drei Brüder des Hauptmanns Ernst v. König-Cörnigall: Hauptmann Joachim v. König, Oberleutnant Hans v. König, Leutnant der Reserve Kurt v. König, gefallen; Fahnenjunker Alfred Graf zu Dohna, gefallen; Leutnant Georg Stöckel, gefallen; die deutschen Flieger: Oberleutnant Graf Uxküll-Gyllenband und Kriegsfrei-

williger Breton, gefallen; die bekannten Herrenreiter Oberleutnant Günther v. Mosch und Leutnant v. Raven, gefallen; Leutnant Hans Jürg v. Arnim, gefallen; Regimentskommandeur Oberst Zollern, gefallen; Oberleutnant v. Cochenhausen, gefallen; Adjutant Blaul, Sohn des Regierungspräsidenten in Mittelfranken, gefallen; Oberleutnant Dietrich Freiherr v. Berlepsch und Leutnant Fritz Freiherr v. Berlepsch, Söhne des Staatsministers, gefallen; Kompagniechef Karl v. Bernuth, gefallen; Marinestabsarzt Dr. Straßner †; Rittmeister Detlef v. Kotze und Rittmeister Hans v. Kotze, gefallen; Leutnant Georg Graf v. Schwerin, gefallen; Leutnant Graf v. Schliefen, gefallen; Prof. Dr. Leimbach, Vorsitzender der deutschen Großloge des neutralen Guttemplerordens, gefallen; Regierungsbaumeister Hosemann, Königsberg, gefallen. Der österreichische Bataillonskommandeur Major Gerö, gefallen; Dr. Fritz Seemann, bekannter österreichischer Geologe, gefallen; die Diakonissin Katharina Gräfin von der Schulenburg bei Ausübung ihres Berufes im Felde †; Graf Wilhelm Fugger-Glött, gefallen; Geh. Regierungsrat Dr. Rundnagel, gefallen; Regierungsrat Michelly, gefallen; Fürst Karl zu Schwarzenberg †.

Die Toten. Auch unter denen, die in Deutschland zurückgeblieben sind, hat der Tod Lücken gerissen und eine Anzahl bekannter und verdienstvoller Männer dahingerafft. In Berlin-Südende starb der frühere Bibliothekar der Universitätsbibliothek in Straßburg Prof. Dr. Hottinger, Gründer der Bibliothekarinnenschule in Südende. In Schirgiswalde ist der apostolische Vikar und Bischof für das Königreich Sachsen Dr. Alois Schäfer gestorben. Er war Mitglied der Ersten Ständekammer und Dekan des Domstiftes St. Petri zu Bautzen. In Konstantinopel verschied Major v. Legat, Kaiserlich Ottomanischer Oberstleutnant und Stabschef. Er gehörte der deutschen Militärmission in der Türkei an. Ferner starben: der Senior der medizinischen Fakultät in Halle Prof. Dr. Theodor Weber und Generalmajor v. Schmidt-Pauli, der Vorsitzende des Vereins für Hindernisrennen. Aus Wien wird der Tod eines der populärsten Wiener Künstler, des Komikers Franz Tewele, gemeldet, der über fünfzig Jahre lang an den dortigen Theatern wirkte, und aus Erfurt kommt die Kunde, daß dort der frühere preußische Landwirtschaftsminister Freiherr Lucius v. Ballhausen, der einst ein Mitarbeiter Bismarcks war, im Alter von 79 Jahren gestorben ist.

Zeichnet die deutschen Kriegsanleihen!

Ein Aufruf an das deutsche Volk. Von Dr. Artur Obst.

Es starrt die Welt in Waffen! Gegen die kriegerischen Rüstungen, die dazu bestimmt sind, unser Vaterland zu bekämpfen, sind unsere Heere jubelnd nach Ost und West mit blanker Wehr ausgezogen, und schon hat sich überall der Sieg an ihre Fahnen geheftet. Durch solche Ruhmestaten haben sie nur aufs neue bekräftigt, was im Grunde alle Welt schon wußte: daß Deutschland zu Waffer und zu Lande gerüstet ist, daß seine schimmernde Wehr keine Lücke zeigt! Unsere Feinde bekennen auch — aus ihrem Unvermögen heraus, uns mit den Waffen des Krieges allein zu besiegen —, daß sich ihr Kampf gegen Heer und Flotte Deutschlands nur deshalb richtet, weil beide die mächtigen Schutzwehren unserer Schiffahrt, unseres Handels und unserer Industrie sind. Ihre Vernichtung soll nur Mittel zu dem Zwecke sein, um das ihnen höher erscheinende Ziel zu erreichen, nämlich unser gesamtes Wirtschaftsleben lahm zu legen. Ja, ihre kecken Hoffnungen gehen noch weiter: schon während des Krieges sollen Hungers- und Geldnot das Deutsche Reich heimsuchen.

Eine glückliche und reiche Ernte hat uns vor der einen Not bewahrt: jetzt gilt es, dem neutralen Ausland, insbesondere aber unseren Feinden zu beweisen, daß wir die andere Not nicht fürchten, daß unser Vaterland noch lange nicht am Ende seiner Mittel ist, daß wir in langen gesegneten Friedensjahren Schätze gesammelt haben, die wir jetzt, wo von den fünf Milliarden Kriegskredit, die der Reichstag einhellig genehmigt hat, eine Milliarde Reichsschatzanweisungen und eine Kriegsreichsanleihe von unbeschränkter Höhe mit fünfprozentiger Verzinsung aufgelegt werden, vertrauensvoll dem Vaterland zur Verfügung stellen. Aus Bankstahlkammern und alten Truhen, aus Vereinsvermögen und Sparkassen, aus Stiftungen und Gesellschaftsvermögen steigt dem Deutschen Reich ein neuer Nibelungenschatz empor, ein Hort, der einer Welt in Waffen Trutz zu bieten helfen wird.

Kein Opfer wird verlangt, sondern nur Vertrauen, Vertrauen in des Reiches Herrlichkeit und seinen ewigen Bestand. Darum gilt es heute, nicht einen Augenblick zu zögern, um dem ganzen Erdenrund zu beweisen, daß, wie einst Gold für Eisen gegeben wurde, so auch heute jeder Bürger des Deutschen Reiches zu dieser Vertrauensgabe bereit ist, die unsere Waffen scharf erhalten soll. Vor einem Jahrhundert kamen diese Opfer aus einem durch ein Jahrzehnt hindurch ausgesogenen Lande, diesmal wird das Gold dargeboten als Dankesgabe für mehr als vier Jahrzehnte friedlicher Entwicklung auf allen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft, des Handels, der Schiffahrt und der Industrie.

Das in voller Blüte stehende Deutsche Reich fügt dem Ruhme und dem Glanz der Waffen seiner Heere und seiner Flotte den vollgültigen Beweis seiner inneren wirtschaftlichen Kraft und Stärke hinzu, wenn jeder Deutsche sich dazu drängt, die Reichskriegsanleihen zu zeichnen. Vor dieser Machtentfaltung werden die Hoffnungen unserer Feinde auf unseren wirtschaftlichen Zusammenbruch ebenso zusammenstürzen wie die einst für unüberwindlich gehaltenen Panzerforts Belgiens und Frankreichs. Was unseres Eisens Schärfe nicht erreichen kann, überwindet unseres Goldes Kraft und Einigkeit.

Unüberwindlich auf dem Schlachtfelde, gestützt auf unser gutes Recht, kämpft unser Heer; voll ungeduldiger, kaum zu bändigender Sehnsucht, an den verhaßten Feind zu kommen, harrt unsere Flotte auf des Kaisers Befehl zum Angriff; unüberwindlich aber auch in seiner finanziellen Stärke blickt das Reich voll unerschütterlichen Vertrauens in die Zukunft. Auch die Zeichnung für die deutsche Kriegsanleihe ist eine Schlacht, und ihre Überzeichnung, die bestimmt zu erwarten ist, ein Sieg von unendlicher Tragweite, von gewaltiger Stoßkraft. Ein Sieg aber gleichzeitig, der nicht einmal Opfer kostet, sondern nur die Dransetzung des festesten Vertrauens in die eigene Kraft.

Dieselben Männer und Frauen, die ihr Liebstes, ohne mit der Wimper zu zucken, auf die Schlachtfelder nach Frankreich und Rußland sandten, werden diesen Kampf freudigen und starken Herzens bestehen, in dem es gilt, den Erbfeind unserer wirtschaftlichen Entwicklung, England, ins Mark zu treffen. Schon haben wir es glücklich vermieden, durch Genehmigung eines Moratoriums wirtschaftliche Schwäche zu beweisen: vollenden wir das große Werk, auf daß den Ängstlichen im Lande wie den hochmütigen Feinden da draußen bewiesen wird, daß es nicht leere Worte sind, wenn es durch unsere Gaue klingt und singt: „Einigkeit und Recht und Freiheit — Für das deutsche Vaterland, — Danach laßt uns alle streben — Brüderlich mit Herz und Hand!“

Unsere Truppen haben in ruhmreichen Kämpfen des Deutschen Reiches Siegesbanner auf den Wällen so mancher Forts, so mancher Festung, so mancher Stadt aufgepflanzt: auf, ihr Daheimgebliebenen, reicht den Brüdern im Felde, die ihr Blut opfern, die Hand als Krieger in der Heimat, leistet Kriegsdienste, indem ihr euer Gut einsetzet, das euch das Vaterland mit erwerben half! Zeichnet die deutschen Kriegsanleihen!



Ein Kaiserwort.

Von Joseph v. Lauff.

„Wir wollen sie brechen!" — ein Kaiserwort
Hat seine Flügel gespannt;
Vom Herzen gerissen, so fliegt es fort,
Nimmt Sturmschritt über Land.
Nimmt Sturmschritt über Felder und Moor,
Stürmt über Turm und Knauf
Und pocht mit ehernem Knöchel ans Tor:
Tut auf, tut auf, tut auf!

❖

Geboren aus Tränen und Wetterschein,
Des Zornes heiliges Kind,
Es muß in alle Herzen hinein,
Die guten Willens sind.
In richtiger Stunde ins Leben gestellt,
Ein Siegfried in Waffen und Wehr,
Nun braust es beherzt von der Alpe zum Belt
Und überrudert das Meer.

❖

Was lang wir ersehnten, doch weidewund,
Auf unsern Sinnen lag,
Das sprang geharnischt von ehernem Mund
Hinein in den blitzenden Tag.
Das Langersehnte, es reckt sich empor,
Jetzt vorwärts mit Dran und Drauf!
Ein Kaiserwort, es knöchelt ans Tor:
Tut auf, tut auf, tut auf!

Bei Gott! Die Herzen sind aufgetan!
In die Faust sprang die eherne Pflicht.
Jetzt Auge um Auge und Zahn um Zahn,
Es naht das Weltgericht.
Wir brechen dem gallischen Hahn das Genick,
Wir würgen den Steppenaar;
Dem Britenvolk aber den hanfenen Strick,
Das doch das schnödeste war!

❖

Und färbt sich auch blutig der herrlichste Strom,
Wir halten dem Kaiser die Wacht,
Daß Meister Erwins gewaltiger Dom
Für ewig ins Deutschland lacht;
Daß Deutschland, das stolze, das herrliche Weib,
Am gallischen Hohn nicht vergeht
Und einsam mit geschändetem Leib
Am Tor nicht als Bettlerin steht.

❖

„Wir wollen sie brechen!" — ein Kaiserwort
Hat seine Flügel gespannt;
Vom Herzen gerissen, so fliegt es fort,
Nimmt Sturmschritt über Land.
Und Du, Du Lenker des Weltgerichts,
Sieh gnädig vom Himmelszelt;
Du weißt ja selber: wir fürchten nichts,
Nur Dich allein in der Welt!



Ueber die Höhe.

Roman von C. v. Schimmelpfennig.

(Fortsetzung.)



Margarete fühlt einen Stich durch das Herz gehen und wird eine Nuance kühler. Stella nimmt an ihrer Stelle die Unterhaltung auf und wendet sich lebhaft an Malwine Heyde.

„Unser Bruder Peter — woher kennen Sie ihn, gnädige Frau?"

„Wir sind im Sommer zusammen über den Sund gefahren, als Bodo und ich von der Hochzeitsreise zurückkamen. Er reiste mit einer kranken Dame, einer Verwandten, wenn ich mich nicht täusche —"

Grete und Stella wechselten einen Blick, und Gräfin Malwine plauderte weiter:

„Ist er heute abend nicht hier? Ich denke, er wohnt in Berlin?"

„Unser Bruder lebt sehr zurückgezogen, gnädige Frau; wir bekommen ihn nur sehr selten zu sehen."

„Das geht wohl auch nicht anders, wenn man etwas leisten will. Würde bringt Bürde, und wer einen Namen hat —"

„Natürlich! — Werden Sie die Hofbälle mitmachen, Frau Gräfin?"

„Gewiß — Sie doch auch? Ich bin in Berlin noch ziemlich fremd —"

„Wenn Sie sich uns anschließen wollen?"

„Es ist sehr lieb — mit Vergnügen." —

Während die Damen weiter in den Saal hineinschritten und bald von einem Schwarm junger Offiziere umgeben waren, hatte Mönch seinen Arm in den Heydes gelegt und ihn in ein Nebenzimmer gezogen.

„Hören Sie mal, Heyde! Was da eben unsere Damen sprachen —"

„Vom Hofball?"

„Nein, das andere — vom Bruder meiner Frau — ich möchte Ihnen einen Fingerzeig geben. Hollern ist verheiratet, aber ich bitte Sie, kommen Sie nicht etwa auf den Gedanken, ihn in Ihre Visitentournee einzuschließen. Wir, meine Frau und ich, freuen uns riesig, wenn Sie kommen, und wenn Sie meinen Schwiegervater aufsuchen wollen, so wird Ihre Frau an meiner Schwägerin eine liebe Freundin gewinnen. Stella Hollern ist ein famoses Mädel. Mein Schwager aber hat sich absentiert — die Familie verkehrt mit ihm nicht."

„Ach was!"

„Ja! Und ‚leider' setze ich hinzu; denn er ist au fond ein ausgezeichneter Mensch, der aus reinem Idealismus kopfüber ins Unglück gerannt ist. Hat 'ne kleine Bourgeoise kennen gelernt und war nicht mehr zu halten. Abschied, Literatur, Heirat — alles im langen Sprung — und nun haust er irgendwo vier Treppen hoch und lebt von Versen und Liebe."

„Etwas magere Revenuen."

„Ich fürchte auch. Die Verse wenigstens. Ob er ein Lumen ist oder nicht, das entzieht sich meinem Urteil. Leute, die was davon zu verstehen glauben, haben mir aber versichert, daß selbst Goethe, wenn er heute erschiene, einen schweren Stand hätte. Na und Goethe ist er natürlich nicht."

„Armer Kerl! — Als wir uns auf'm Wasser trafen, war er ganz fidel."

„Das waren wohl die Flitterwochen. Vielleicht — wer kann das wissen — ist er auch wirklich glücklich. Ich bin weit entfernt davon, in Ebenbürtigkeit und Mammon allein alles Heil zu sehen. Da drüben der schwarze Gardedragoner — am Orchester — ein lebendiges Beispiel. Er Uradel, sie Uradel, er einen Arnheim dicht gepfropft voll, sie mindestens zwei! Und leben wie Hund und Katze. Aber andererseits —"

„Ja — ja! Die Theorie ist ganz hübsch, Mönch! Aber in Praxi schaut es anders aus. Bin der Letzte, der intime Reize zu unterschätzen weiß, und ehe ich zum Altar ging, hatte ich in Friesack auch noch einige kleine Affären totzumachen. Aber auf Lebenszeit — Deibel ja — das ist beinah Zuchthaus ohne Begnadigung!"

„Richtig! Gleich und gleich, money und money — das **kann** unglücklich werden. Das andere aber muß, vorausgesetzt, daß nicht einige Mittel und Bildung da sind. Wer wollte heute noch so albern sein und nach sechzehn Ahnen fragen? Dafür ist ein anderes Erfordernis getreten, gleiches Gesellschaftsniveau und gleiche Anschauungen. Eine Prinzessin kann 'nen Professor heiraten, selbstredend, und es ist noch sehr die Frage, **wer** dabei gewinnt. Aber ein kleines Mädchen, die hinterm Ladentisch gestanden und den Kattun nach der Elle verkauft hat, die ist einfach unmöglich. Und so begreifen Sie, Heyde, wenn wir Sie bitten —"

„Natürlich — es wäre ja auch für den armen Kerl peinlich. Wir kämen vielleicht gerade, wenn jroße Wäsche ist und die Windeln in der juten Stube jetrocknet werden. Das wollen wir lieber lassen." —

Grete, Stella und Malwine Heyde fanden schnell Gefallen aneinander; beinahe gleichaltrig und preu-



Die letzte Patrone. Nach einer Radierung von Prof. Ernst Henseler. Mit Genehmigung des Vereins für Originalradierung in Berlin.

ßische Soldatenkinder, hatten sie denselben Horizont, dieselben Interessen und Hoffnungen. Sie beschlossen alle Gesellschaften in diesem Winter gemeinsam zu besuchen, an bestimmten Abenden ins Theater zu gehen und engen Verkehr von Haus zu Haus zu pflegen.

Bis in die Weihnachtstage hinein hatte der Winter sich als ein milder Herr gezeigt. Aber dann kehrte er seine wahre Natur heraus, jagte Milliarden von Schneeflöckchen über Stadt und Land und ließ den Oststurm heulen, so daß es ein kleines Kunststück bedeutete, auf der offenen Tegeler Chaussee die Balance zu halten. Am Neujahrsmorgen war die Feldstraße so tief eingeschneit, daß Meta auf weitere Theaterbesuche verzichten zu müssen erklärte.

„Es geht wirklich nicht, Peterchen,“ sagte sie. „Bis zur elektrischen Bahn haben wir reichlich zehn Minuten, und nachher muß ich stundenlang mit nassen Füßen im Theater sitzen.“

So ging denn Peter allein seines Weges und stellte das zweite Billett, das ihm als Rezensenten zukam, Hopfgartens zur Verfügung; dies war eine angenehme Art und Weise, um die geselligen Abende zu erwidern und zugleich eine Unterstützung in seiner kritischen Vorarbeit. Denn der Professor und noch mehr seine Gattin liebten es, nach dem Theater, während im Café Bauer ein Schlummergrog genehmigt wurde, ihre Eindrücke und Ansichten ausführlich zu entwickeln.

Das geschah auch an jenem Abend, als ein mit Spannung erwartetes Werk des nordischen Dichters zum erstenmal über die Szene gegangen war, Ibsens „Hedda Gabler“. Frau Professor Hopfgarten hatte von Peters Einladung Gebrauch gemacht und erzählte ihrem Gatten, der sie vom Theater abholte, den Gang der Handlung und die Einzelheiten der Aufführung.

„In Summa: sehr bedeutsam und sehenswert,“ schloß sie ihre Darstellung, „und ich würde dir raten, eine der nächsten Wiederholungen zu besuchen.“

„So! Können wir ja machen! Nun und Sie, mein lieber Herr von Hollern, was sagen Sie dazu?“

Peter wiegte nachdenklich den Kopf.

„Sonst stimmen wir beide, Ihre Frau Gemahlin und ich, zumeist überein. Aber dieses Mal — nein!“

„Und was haben Sie gegen den neuen Ibsen?“

„Also offen heraus: Mein ganzes Herz empört sich gegen dieses Stück, genau so wie es sich gegen „Nora“ empört hat. Was ist der Kern hier wie da? Die unverstandene Frau! Welch grenzenloser Idealismus, welche aller Lebenserfahrung in das Gesicht schlagende Einseitigkeit, wenn Nora von ihrem Manne

fordert, er solle auf den Trümmern der Existenz sie in die Arme schließen und großartig ein ‚Impavidum ferient ruinae‘ deklamieren. Welcher Mensch ist dazu fähig, frage ich Sie? Genau auf diesem Standpunkt steht Hedda. Sie findet kein Glück in der Ehe, sie bedarf des äußeren Glanzes, sie macht sich keine Gedanken über die Grundlagen eines Zusammenlebens. Sie stellt an ihren Mann Anforderungen, die unerfüllbar sind.“

Die Professorin hatte ihre verständigen hellen Augen auf Hollern gerichtet und, ohne ihn zu unterbrechen, zugehört.

„Nein, Herr von Hollern,“ sagte sie jetzt, „nein! Diesmal gehen unsere Ansichten himmelweit auseinander. Ihr Nora-Vergleich trifft nicht im mindesten zu. Ibsen hat seine Hedda mit einer Reihe äußerer Vorzüge ausgestattet. Aber das ist auch alles, lieber Freund, was unsere Hedda ihr eigen nennt; wenn wir die wirklich gewichtigen Gaben des Charakters und Herzens prüfen, wie hoch stehen dann alle anderen über ihr!“

„Die Auffassung hat vieles für sich, gewiß! Aber wie wollen Sie den Ausgang motivieren? Wenn die anderen ganz brave Leute sind, und sie — Hedda selbst — manche Vorzüge besitzt — gewissermaßen Komplementärfarben der geselligen Lebensskala — weshalb der Pistolenschuß?“

„Wenn ich der Dichter gewesen wäre, ich hätte vielleicht einen anderen Titel gewählt und über dieses Drama das Wort ‚Arbeit‘ gesetzt. Denn das scheint mir das Grundmotiv, und nicht, wie Sie annehmen, irgendein Kapitel der Frauenfrage. Was tut der Gatte: er arbeitet! Was tut die Tante: sie arbeitet! Was tut die Freundin: sie sucht Arbeit! Was ist des Freundes Aufgabe: eine Arbeit! Und von dem Gerichtsrat müssen wir auch annehmen, er sei ein Arbeiter. Hedda dagegen —!“

„Sie tut nichts, das ist wahr!“

„Sie tut nichts, sie will nichts tun, ja, sie hat nicht einmal Verständnis für anderer Leute Tun. Sie mißachtet das heilige Liebeswerk der alten Tante-Krankenpflegerin; sie verkennt den Bienenfleiß des Gatten, wie sie das glänzende Buch des Freundes dem Untergang weiht und den stillen Hilfedrang der Freundin bespöttelt. Eine solche Natur ist lebensunfähig, lebens-unberechtigt und muß sterben. Das wollte Ibsen zeigen, und darum hat mir sein Werk sehr — sehr gefallen!“

Peter machte einige Einwendungen, gab sich aber schließlich überwunden. In seiner nächsten Wochenrevue war der Standpunkt der Professorin mit ausführlicher Breite dargelegt und begründet. Professor Hopfgarten hatte den Artikel unterwegs in der elektrischen Bahn gelesen und kam lachend nach Hause.

„Du bist heute gedruckt, Het'chen,“ sagte er, „drei Seiten lang. Werde mir nur nicht übermütig.“

„Ach — übermütig! Nein, lieber Alter, aber ich empfinde Mitleid mit dem armen Hollern. Er ist bestimmbar wie ein Kind und urteilslos, wie alle Menschen, die zuviel Herz haben.“

18.

Die strenge Witterung hielt geraume Zeit an, und Meta, die, nur ein leichtes Tuch um die Schultern geschlagen, zu dem Bäcker hinüberging, erkältete sich, so daß sie mehrere Wochen lang nicht recht bei Gesundheit war. Peter wollte einen Arzt holen, aber seine Gattin behauptete, es sei nur die allerorts herrschende Influenza und sie habe ein treffliches Hausmittel, das unfehlbar wirke. Jedenfalls mußte sie lange das Zimmer hüten und kam nicht mit ins Theater, selbst nachdem die Temperatur gelinder geworden war.

Auch die Besuche bei Hopfgartens schliefen allmählich ein, zur großen Freude der jungen Frau, die sich an der Seite der Professorin sehr gelangweilt hatte. Da Metas Tanten in Neuendorf kaum zu erreichen waren — man hätte denn einen Wagen quer durch die Tegeler Forst nehmen müssen —, so beschränkte sich der ganze Verkehr von Peters Gattin auf die Nachbarin Frau Blasemann, die Gattin des Theatermeisters a. D. Bei dieser guten Dame, die von morgens bis abends nichts anderes zu tun hatte, als über die Nachbarn zu reden und alles, was in der Feldstraße vorging, auszukundschaften, saß Meta fast die ganze Zeit, wenn Peter abwesend war; hier wurde ihr die Zeit nicht lang.

So tat sie auch an dem regnerischen Aprilmorgen, an dem Peter etwas früher als sonst in die Stadt fuhr. Er wollte sein neues Drama, das kürzlich fertig geworden, dem Vorsitzenden derselben dramatischen Gesellschaft überreichen, die vor anderthalb Jahren den „Ehrenmann“ zur Aufführung gebracht hatte.

„In dieser Saison wird es nichts mehr, Herr Doktor,“ sagte der Vorsitzende, „und das liegt ja in Ihrem eigenen Interesse. Wer will jetzt, im April, noch Nachmittagsaufführungen besuchen? Aber im Herbst, spätestens gegen Weihnachten, da haben Sie Chancen.“

Peter sah das Zutreffende dieser Bemerkung ein und gab sich zufrieden. —

Auf der Redaktion war heute der Chef, der zumeist als Erster erschien, um die eingegangenen Briefschaften zu lesen, nicht anwesend. Herr Abramsohn saß dagegen schon hinter seinem Pult und erhob sich schnell, als Hollern eintrat.

„Darf ich Sie einen Moment sprechen, Herr von Hollern?“



Die belgische Stadt Dinant an der Maas, südlich von Namur, die wegen fortgesetzter Franktireurüberfälle zerstört werden mußte.

„Bitte sehr, Herr Kollege, was ist es?"

„Es ist in Ihrem Interesse. Sie haben, glaube ich — und bitte, nehmen Sie's nicht übel, daß ich frei herausrede — Sie haben mit Ihrer letzten Wochenrevue einen kleinen Schwupper gemacht."

„Einen Fehler — wieso?"

„Mir gefällt die Besprechung ja persönlich recht gut. Aber Müller ist anderer Meinung. Er war heute früh schon da, wurde antelephoniert und ging eilends weg. Soviel ich entnehmen konnte, handelt es sich um Sie. Weiter weiß ich nichts, ich wollte Sie nur warnen."

Peter drückte Herrn Abramsohn die Hand, setzte sich an seinen Platz und wartete die Rückkehr des Verlegers ab, die gegen Mittag erfolgte. Gleich danach wurde Hollern in das Sprechzimmer gebeten.

„Es ist leider keine angenehme Eröffnung," begann Dr. Müller, „die ich Ihnen zu machen habe, Herr Baron. Wir sprachen ja schon im Herbst von der Tendenz unserer Zeitschrift und der Notwendigkeit, die einzelnen Ressorts in Einklang zu bringen. Mit dem Feuilleton sind wir aber noch immer im Rückstande. Sie unterstützen eine Richtung der Kunst, die keineswegs unseren Beifall hat, Sie gießen Ihren Tadel über Institutionen aus, an denen wir festhalten. Das kann so nicht weitergehen und ich blicke mit Sorgen in die Zukunft. Was soll ich machen? — Das Tischtuch zwischen uns beiden zerschneiden? Ich hoffe, das wird nicht nötig sein! Ich appelliere noch einmal an Ihr gutes Urteil, Herr Baron. Einem Mann von Ihrer Bedeutung muß es doch ein leichtes sein, unsern Ton, unsere Absichten zu treffen. Wie denken Sie darüber?"

„Sie sehen die Sache so, Herr Doktor, ich fasse sie anders auf. Ich habe oft und gründlich über die Frage nachgedacht, ob ich das Recht habe, meine Überzeugung unter das Joch der Politik zu biegen. Wenn ich mich als Maschine betrachtete, die willenlos vorgeschriebene Leistungen vollführt, ja — dann könnte ich Ihnen entgegenkommen. Ich bin aber ein Mensch, der die Verantwortung für jede Zeile übernimmt und mit seinem Namen zeichnet. Ich kann wohl mildern oder verschärfen, was ich schreibe, aber ich kann nicht direkt lügen."

„Lügen — Gott bewahre!"

„Jawohl — lügen. Denn was ist es anders, als Lüge, wenn ich ein Werk lobe, das meines Erachtens miserabel ist, nur weil der Autor unser Mann ist oder unserer politischen Tendenz nachstrebt. Damit ist niemand gedient, weder Ihnen, Herr Doktor, noch mir, noch der Kunst."

„Sie pflichten mir also nicht bei?"

„Ich bedauere unendlich — nein!"

„Dann sehe ich aber keinen anderen Weg, als daß wir uns trennen."

Peter zuckte die Achseln.

„Bleiben Sie bei Ihrem Entschluß, Herr Baron?"

„Selbstverständlich — ich bin kein literarischer Jongleur."

Herr Müller machte eine Verbeugung und Peter ging in sein Arbeitsgemach zurück. Nach einigen Minuten überreichte ihm der Redaktionsbote die schriftliche Kündigung zum ersten Juli — Peter gab den Brief Herrn Abramsohn hinüber. „Was nun?"

„Ja — es ist schlimm für Sie — eine andere Stelle wird nicht so leicht zu haben sein! Zumal mitten im Sommer. Wäre ich in Ihrer Lage — ich etablierte mich als freier Schriftsteller."

„Als freier Schriftsteller?"

„Gewiß, Herr von Hollern. Ein Mann wie Sie! Soviel Phantasie und schon aufgeführt! Was Sie hier verdient haben, das schreiben Sie sich leicht auch zu Hause zusammen."

Peter sah ein, daß der Handelsredakteur recht habe. Je länger er nachdachte, desto mehr gewann jedoch das Bild, welches Abramsohn leichthin skizziert hatte, an Farbe. Freier Schriftsteller! Ja! Das mußte anders werden! Völlige Unabhängigkeit, freies Schaffen draußen in seiner Häuslichkeit, in Wald und Flur, beinahe so, wie der Maler, der mit der Palette hinauszieht in die Heide und in den lachenden Frühling hinein. — Und wenn es sich nicht rentierte, dann war im Herbst noch immer Zeit, eine neue Stellung zu suchen.

Nach Redaktionsschluß wandte Peter seine Schritte nach dem gastfreundlichen Hause des Professors, um ihm diese neue Wendung seines Geschickes mitzuteilen und seinen Rat zu erbitten. Aber dann kam ihm ein anderer Entschluß.

„Was kann Hopfgarten raten?" sagte er sich. „In rein journalistischen Dingen ist er naturgemäß noch viel unbewanderter als ich. — Mag es bei der freien Schriftstellerei bleiben; daß die Ketten heute abgefallen sind — wer weiß, wozu es gut ist!"

19.

An einem hellen, warmen Oktobernachmittag, zur Kaffeestunde, wo sie sicher war, ihn zu Hause zu treffen, klopfte Stella an Onkel Valerius' Tür. Er saß in der Fensternische und ließ sich die Sonne voll ins Gesicht scheinen.

„In meinen Jahren, liebes Kind, kann man sie gar nicht mehr genug haben," sagte er, nachdem Stella gegenüber in der Nische Platz genommen.

Stella schwieg, und der alte Rittmeister sah lange hinunter auf die Straße, die heute von zahlreichen Spaziergängern belebt war; jedes hatte seine Gedanken, die nicht eben freundlicher Art sein mochten.

„Weißt du, Onkel Lerius," begann Stella leise wieder, „ich bin heute in einer ganz bestimmten Absicht zu dir gekommen. Du kannst dir wohl denken, was."

Der Onkel nickte und brummte etwas vor sich hin; aber er sah sie nicht an. Auch sie vermied es, ihm ins Auge zu schauen, und tat so, als ob sie den Zurbaran über dem Schreibtisch fixiere.

„Es kann ihm vielleicht sehr schlecht gehen."

Der Graf sah zum Fenster hinaus, da drüben war irgend etwas Interessantes.

„Er kann vielleicht totunglücklich sein, Onkel Lerius."

„Pah — hm — rück' ein bißchen, weißt du — so." —

„Er leidet vielleicht am Notwendigsten Mangel."

Der Rittmeister schwieg geraume Zeit und zwirbelte mit fanatischem Eifer den Schnurrbart. Dann nahm er sie beim Kopf und zog sie ganz zu sich herüber.

„Wir dürfen nicht weich werden, Sternchen, wir dürfen nicht!"

„Doch, doch, Onkel Lerius. Wir dürfen, wir sollen sogar."

Er strich ihr das schwarze Lockengewirr aus der Stirn und stand dann rasch auf von seinem Sitz, um ein paar hastige Gänge durch die Stube zu machen.

Endlich blieb er vor ihr stehen.

„Hast du irgend etwas Bestimmtes gehört?"

„Nichts — rein gar nichts. Im Winter haben ihn noch Bekannte im Theater gesehen und im April oder Mai ist er Ketzins im Tiergarten begegnet. Aber seitdem keine Silbe mehr, und das ist mir so schrecklich."

Wiederum trat eine große Gesprächspause ein; Stella trocknete verstohlen die Tränen, und der Graf suchte nach dem Taschentuch, das er bereits in der linken Hand hielt.

„Nun also — in bestimmter Absicht sagtest du, Kind. Also was meinst du? Pah — hm? Wie denkst du? Was?"

„Ich meine, man müßte sich nach ihm erkundigen. Eine Annäherung, das geb' ich zu, ist unmöglich; aber wir dürfen ihn nicht aus den Augen verlieren."

„Augen verlieren — Augen verlieren — Und was weiter?"

„Und wenn wir ihn gefunden haben, dann müßte er irgendwie erfahren, daß wir, daß die Familie ihn doch nicht ganz aufgegeben hat. Er muß doch wenigstens einen Hoffnungsschimmer haben. Wenn er den nicht einmal hat, dann — dann —"

„Ja — ja — Stellchen — schon gut! — Aber glaubst du denn, daß er irgendeiner Stütze bedarf? Vielleicht geht es ihm bene, und er würde lachen, wenn er uns hier sentimental deliberieren hörte!"

„Das muß eben zuerst festgestellt werden. Onkel, du hast tausend Bekannte! Für dich ist es eine Kleinig-



Mordbrennende Kosaken in einem ostpreußischen Dorf. Für das Universum gezeichnet von K. Winter.

keit! Zunächst, wo wohnt er? Im Adreßkalender ist er nicht zu finden."

„Also — Tegel — Feldstraße 14."

Stella sah den Onkel mit großen Augen an.

„Wie? Das weißt du?"

Der alte Rittmeister nickte und begann die Taschentuchsuche aufs neue.

„Dann weißt du auch mehr, Onkel Lerius. Ach Gott — was ich dir sagen, um was ich dich bitten wollte, das hast du gewiß schon längst getan. Du bist doch der Beste von uns allen."

Sie wollte auf ihn zugehen, aber er machte eine grimmige Miene und winkte energisch ab.

„Keine Weichheiten, meine liebe Stella. Hörst du? Na also ja — in drei Deibels Namen — ich hab' mich schon längst erkundigt. Vor der Hand existiert er noch, wenn auch auf knapper Basis. Hat seine Zeitschrift an den Nagel gehangen und lebt als freier Schriftsteller. Das heißt von Nischt und wieder Nischt. Wenn's aber Matthäi am letzten sein wird, dann wollen wir ihm die Stange halten, du und ich. Soviel hab' ich doch noch, um ihn durchzueisen, bis er irgendwo sicher sitzt."

Stella hing sich an den Arm des Onkels und marschierte mit ihm stubauf, stubab.

„Du hast Pläne, Onkelchen! Erzähle mir!"

„Ich habe keine Pläne, Kindchen. Das Projektmachen hab' ich längst aufgegeben, weil schließlich

alles doch immer anders kommt. Ich sage mir nur eins: der Tag wird erscheinen, wo er einsieht, daß seine ganze Schreiberei Nichtswerk ist. Peter hatte nur zu einem Talent: zum Soldaten. Damit ist es nun vorbei, denn mit der Frau bleiben ihm natürlich alle guten Berufe verschlossen. Vielleicht gelingt es aber, ihn irgendwo unterzubringen, wo er keine gesellschaftlichen Verpflichtungen und doch einigermaßen zum Leben hat. Wenn wir das erreichen, müssen wir zufrieden sein, mein Kind."

„Gewiß, Onkel! Wenn ich dabei etwas mittun kann —?"

„Vielleicht! Sollte es soweit sein, werde ich dich bitten. Vorerst aber — wie gesagt — wäre jede Hilfsaktion von Übel. Ich halte mich stets auf dem laufenden — schon um der Familie willen. — Und nun — meine Liebe — um wieder in die Heerstraße normaler Empfindungen einzubiegen: ein anderes Thema!"

An demselben Nachmittag, an dem Stella den Onkel aufsuchte, nur zu einer etwas früheren Stunde, kam Meta in den Garten, wo Peter unter Herrn Bremers Anleitung Hyazinthen und Tulpen einlegte. Eine kleine Weile sah sie zu, dann, als alles fertig und die Erde hübsch glatt geharkt war, sagte sie: „Wir sind diesen ganzen Sommer so wenig ausgewesen, Peter, wollen wir heute?"

Peter sah zweifelnd in die Höhe: ringsum blauer Himmel und klare Sonne.

„Es ist aber spät im Jahr, Meta. Für die zweite Oktoberhälfte passen Landpartien schlecht."

„Aber wenn ich mich warm anziehe —"

„Sie können es riskieren," fiel Herr Bremer ein, „das Wetter hält sich heute."

„Na, denn also los, Meta! Mahlzeit, Herr Bremer."

„Wünsch' viel Vergnügen, meine Herrschaften." —

Nach zehn Minuten traten sie reisefertig aus dem Hause.

„Wohin nun, Meta? So einfach ins Blaue hinein, dafür bin ich nicht. Man muß sich ein Ziel setzen. Ich habe den Fahrplan bei mir, und einige Dampfer laufen bei dem schönen Wetter auch noch, wie ich sehe, denn da unten am Steg raucht etwas."

„Gewiß, irgendwohin! Kuchen zum Kaffee hab' ich mit, damit's nicht so viel kostet."

„Wie ist es mit Neuendorf zu deinen Tanten? Was? Hübsche Fahrt und nachher ein Weilchen im Garten?"

„Ich möcht' was anderes, Peter."

Sie hing sich an seinen Arm und sah ihn bittend an.

„Was ist es denn?"

„Ich möchte gern nach Wannsee."

„Weiter nichts?"

„Das andere sag' ich nachher."

„Komm also — um zwei wird der Dampfer wohl abgehen, wir sind noch gerade zur rechten Zeit da." —

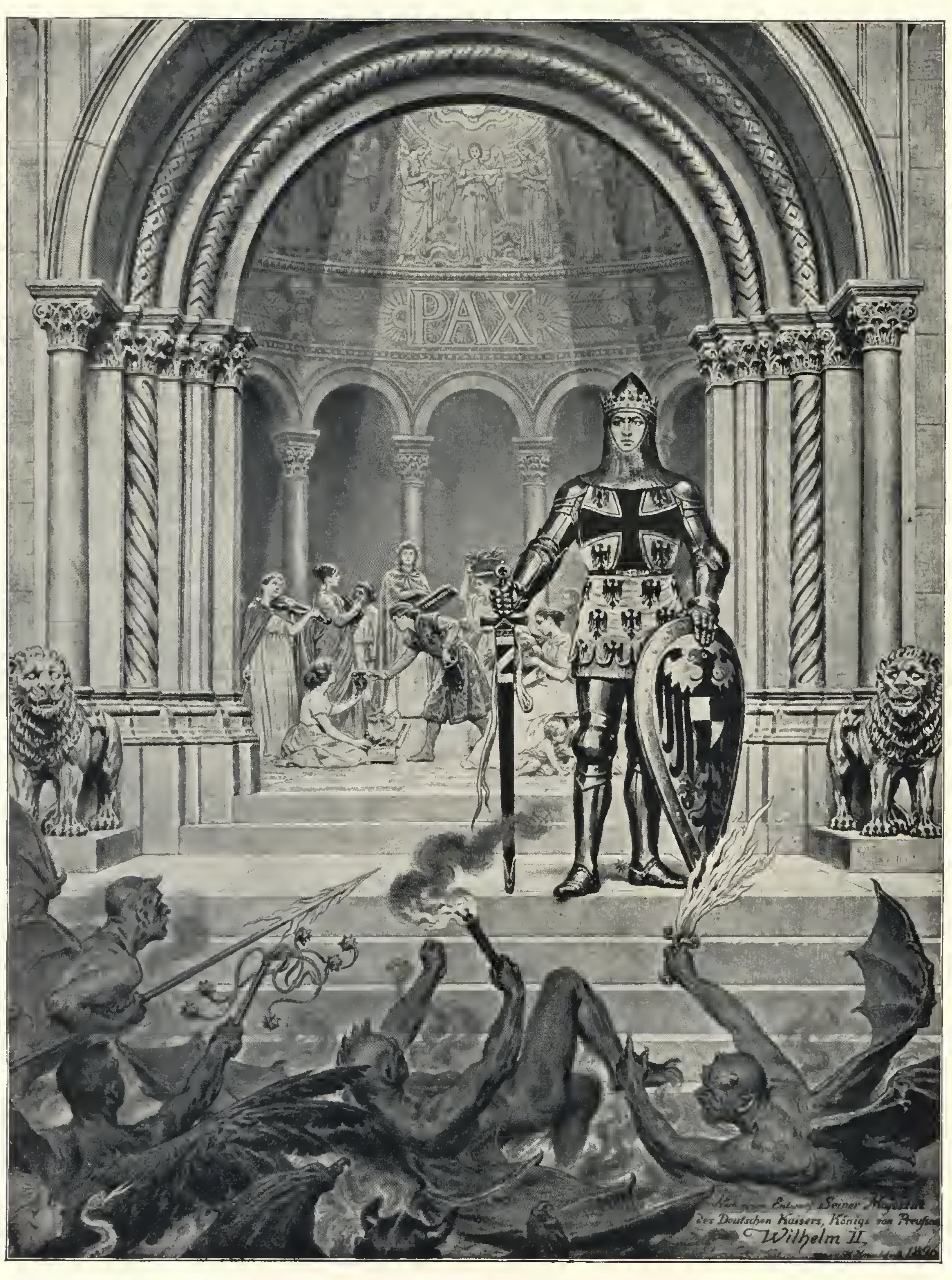
(Schluß folgt.)

Niemand zu Liebe, niemand zu Leide!

Zu der nebenstehenden Kunstbeilage.

Achtzehn Jahre sind vergangen, seit der Deutsche Kaiser diese Worte unter ein Bild setzte, das er nach seinen Entwürfen durch den Maler Knackfuß ausführen ließ und an das unsere Kunstbeilage erinnern soll. Vor dem Tempel des Friedens, in dem eine Gruppe idealer Frauengestalten dessen Segnungen: Kunst, Wissenschaft, Kunstgewerbe, Handel, Landwirtschaft und Unterricht, verkörpern, steht in voller Rüstung der Erzengel St. Michael, der „deutsche Michel", um den Zugang zu dem Heiligtum zu schützen. Denn im Vordergrunde vor den Stufen des Portales drängen sich finstere Dämonen heran, die in ohnmächtiger Wut das Heiligtum bedrohen. Die weltgeschichtlichen Ereignisse der jüngsten Zeit haben bewiesen, daß der Gedanke, der dieser Allegorie zugrunde liegt, die vollste Wahrheit bedeutete. Bis zum letzten Augenblick ist das kriegerische Rüstzeug, sind die deutschen Armeen nur ein Schutzmittel gewesen gegen die Welt von Feinden, die uns, grimmiger als unser Vertrauen es ahnte, rings bedrohte, und das schlagbereite Schwert sicherte dem deutschen Lande Wohlstand und Gedeihen, der deutschen Kultur und Kunst ungestörte Entwicklung und Frieden rastloser Arbeit und emsigem Streben. Das alles hat die Wut unserer Feinde, hat den Haß, den Neid, die Rachsucht geschürt, so daß sie immer heftiger drohend gegen uns anstürmten und, unseren heiligen Willen zum Frieden zunichte machend, uns zwangen, in Notwehr das Schwert zu ziehen. Aber rein ist unsere Hand, blank ist unsere Rüstung und todesstark unser Mut, und deshalb werden wir siegen über diese Horden barbarischer Russen, über Franzosen, die uns Regimenter von Halbwilden und Schwarzen entgegentreiben, über die Söldner Englands, die uns mit der gelben Rasse schrecken möchten. Unsere Gelassenheit hat unsere Feinde getäuscht. Da wir großzügig fremde Kultur und Kunst ehrten, fremdem Wesen gerecht zu werden suchten und von friedlichem Austausch des Besten, das jede Nation zu bieten hat, neue Befruchtung der kulturellen Bestrebungen erhofften, glaubte man unser Deutschtum zersetzt durch fremde, feindliche Kräfte. Unsere Gegner haben sich gründlich verrechnet. Einiger als je steht Deutschland da, erwacht, ermannt in gewaltigem Erleben. Die deutschen Heere schützen das deutsche Land, in dem sich auch jetzt Millionen Hände regen zur Erhaltung von Kultur und Ordnung, während unsere Feinde im eigenen Land oft barbarisch hausen und Aufstände und Revolutionen ihnen drohen. In diesem aufgezwungenen Kriege beweist Deutschland, daß es das Kulturvolk ist, und als solches wird es nach dem Siege der Träger höchster Aufgaben und Ziele sein. Es wird den Tempel des Friedens neu aufbauen und eiserne Wehr wird seine Pforten schirmen. Und stolzer wird das Wort klingen: Niemand zu Liebe, als uns und unseren eigensten hohen Aufgaben, und niemand zu Leide, als dem, der scheel und neidvoll unsere Entwicklung zu stören sucht.

E. Kopp.



Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide! Wilhelm I.R.





Panorama der Stadt Algier aus der Vogelschau.

Französisch-Nordafrika im Weltkriege.

Von Ewald Banse.

Mit sechs Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Vor 44 Jahren, im Mobilmachungsjahre 1870, ereignete sich auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin ein Vorgang, der nur sehr wenigen bekannt geworden ist. Ein Mann suchte in den Militärzügen Fahrgelegenheit nach der Südgrenze, konnte aber nirgends unterkommen. Bis er schließlich einen gewissen Talisman vorwies — worauf er von einem General sofort befördert wurde.

Der Mann aber hieß Gerhard Rohlfs, war schon damals ein bekannter Afrikareisender und hatte vom Auswärtigen Amt den Auftrag bekommen, die Eingeborenen Algeriens gegen Frankreich aufzuwiegeln, damit die afrikanischen Truppen wenigstens zum Teil vom Kriegsschauplatz nach Afrika zurückkehren müßten.

Im Verein mit dem Orientalisten Wetzstein, der das beste Arabisch sprach, begab sich Rohlfs durch Italien nach Tunis, das damals noch eine selbständige Regentschaft war. Der Bei jedoch stand schon unter französischem Einfluß und wies die beiden Deutschen aus. Der Sieg von Sedan machte weitere Versuche überflüssig, so daß die beiden heimkehren konnten. —

Auch heute wieder erhebt sich die Frage, ob Frankreichs riesiges Kolonialreich (eine Stärke im Frieden, eine Schwäche im Krieg) sich von uns gegen die Republik wird gebrauchen lassen.

In den Jahren 1830—47 fand die Eroberung Algeriens statt, 1881 folgte Tunesien, 1852—1900 die algerische Sahara, 1907—12 das Atlasvorland Marokkos und erst in den allerletzten Jahren einzelne Punkte der mittleren Sahara.

Das wichtigste Ergebnis der gallischen Kolonisation aber ist die allgemeine wirtschaftliche Hebung. Algeriens Außenhandel zum Beispiel steigerte sich von dem für eine Küstenlänge von über 1000 km lächerlichen Sümmchen von 6 Millionen Mark (1830) auf 949 Millionen Mark (1911)! Zuzugeben ist allerdings, daß der Wohlstand der Bevölkerung nur absolut gehoben ist, relativ dagegen wenig, denn mit der Steigerung des Verdienstes stiegen auch alle Preise beträchtlich, stiegen die Ansprüche. Weite Schichten leiden unter dem Druck großer Plantagengesellschaften und Latifundien und stehen vielfach nicht wesentlich besser denn Hörige. Den Handel der Fremden sucht Frankreich nach Möglichkeit auszuschalten, weil sonst der geruhsame Franzose mit dem Wettbewerb der Deutschen, der Engländer, der Italiener nicht Schritt halten kann. Nur in der neuesten Erwerbung, in Marokko, proklamierte man Handelsfreiheit in weitestem Umfang — von welcher Dauer, wird erst die Zukunft lehren.

Es fragt sich nun, welches Verhältnis die einzelnen Teile von Französisch-Nordafrika zum Weltkriege einnehmen werden. Ist zu erwarten, daß sie die Notlage ihrer Zwingherren für sich auszunutzen trachten? Und ferner, können wir davon Nutzen für uns selber erzielen, womöglich noch während des Krieges? Dies sind die Probleme.

In Algerien habe ich in diesem Frühjahr den Eindruck gewonnen, daß die Bevölkerung sich in die französische Herrschaft gefügt hat als in ein unabwendbares Geschick. Jeder Einzelne, mit jenem realpolitischen Sinn,



Der Hafen von Philippeville und der Hügel Adehma. Philippeville wurde Anfang August von dem deutschen Panzerkreuzer „Goeben“ beschossen.

der den Orientalen auszeichnet, trachtet aus der vorhandenen Lage möglichst viel für sich persönlich herauszuschlagen. Die Leute gehen in den Unterricht und sprechen großenteils ziemlich fließend Französisch — selbst untereinander. Ihrem Bewußtsein ist zehntausendmal der Satz eingebleut worden: es gibt kein größer und gerechter Land denn Frankreich. Dazu die fast hundertjährige Gewöhnung: seit Jahrzehnten auch nicht der Schein eines Aufstandes. Frankreich dicht vor der Tür: in einem Tag fährt man von Marseille nach Oran oder Algier. In den ordentlichen Städten, den angebauten Tälern, den grünen Wäldern des Tellatlas hat man keineswegs die Empfindung, in einer afrikanischen Kolonie zu weilen, sondern eher das fast heimatliche Gefühl, in einem Departement des Mutterlandes zu leben.

Nach dem ganzen Aspekt der algerischen Kulturlandschaft sowie nach dem Eindruck der Eingebornen glaube ich deshalb nicht, daß das Volk Algeriens aus sich selber heraus eine allgemeine Erhebung gegen die Republik wagen wird. Es liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit, ja es ist ziemlich sicher, daß lokale Aufstände vorkommen werden: doch dürften sie sich auf entlegene Winkel beschränken und deshalb wertlos bleiben.

Selbst entscheidende Niederlagen der Republik werden die Massen in Algerien kaum sehr aufregen: das haben wir vor 44 Jahren gesehen. Sollte aber doch eine allgemeine Erhebung gegen die Franzosen losgehen, so würden die Voraussetzung dafür wohl endgültige Niederlagen Frankreichs in Europa sein: dann aber brauchen wir die algerische Menterei nicht mehr.

Etwas anders liegen die Verhältnisse im benachbarten Tunesien. Hier hält sich die Bevölkerung für etwas unabhängiger von Frankreich. Außerdem hat die Gewohnheit noch lange nicht so einschläfernd und abstumpfend gewirkt. Und ferner kommt noch ein Umstand zur Geltung: der größte Teil der in Tunisien lebenden Europäer sind Italiener, von denen viele allerdings französische Untertanen werden mußten, wollten sie nicht ihr Brot verlieren. Die Handelsbeziehungen zwischen dem Protektorat und dem unfernen Italien sind seit alters sehr eng und vielseitig. Deshalb hatte das Königreich schon in den siebziger Jahren Gelüste auf Tunesien, doch kam Frankreich ihm zuvor. Es ist aber noch heute der allgemeine Wunsch und Wille aller Italiener, daß der Erwerb Tripolitaniens nur die Einleitung zur Eroberung Tunesiens sein soll. Das ist das höchste Ziel der italienischen Mittelmeerpolitik: und ehe diese Frage nicht bereinigt ist, läßt sich an ein dauernd gutes Einvernehmen zwischen der Republik und dem Königreich nicht denken.

In dem Protektorat leben nun aber gegenwärtig über 30000 Tripolitaner, die sich vor der italienischen Eroberung Libyens dorthin geflüchtet



Blick über die Stadt Constantine. Im Hintergrund die Kasba mit den Kasernen.



Bône in Nordalgerien. Rechts der Dschebel Edur.

haben. Durch sie ist in ganz Tunesien eine den Italienern sehr feindselige Stimmung angefacht worden, und deshalb ist es fraglich, ob sich in einem so verzwickten Fall das tunesische Volk gegen die Republik erklären würde. Mir scheint, die Sympathien sind für uns gestiegen, seit wir nicht mit Italien Schulter an Schulter auftreten. In jedem Fall aber haben wir von Tunis kaum viel zu erhoffen.

Ein wesentlich anderes Gesicht erhält das Problem in Marokko, dem später einmal wichtigsten Lande des Atlasgebietes. Hier sind die französischen Truppen noch mit der Niederwerfung der kriegerischen Bergvölker beschäftigt. Wider Erwarten leicht ist der Republik die Befriedung des ebenen Atlasvorlandes gelungen. Aber es mag sein, daß diese Marokkaner, wenn ihnen von fremder Seite ein Hoffnungsstrahl winkt, energischer und einheitlicher sich erheben und den Rothosen entgegentreten werden.

Zweifellos dürfte es in der nächsten Zeit, zuerst wohl im Gebirge, zu Empörungen kommen. Es ist zu erwarten, daß die gemeinsamen Interessen die trotzigen Bergstämme zu einigem Vorgehen bewegen und daß sich die Bewohner der großen Binnenstädte Fes und Marrakesch ihnen anschließen werden. Die zahlreichen Truppen (ich glaube 75000 Mann) dürften schon jetzt wesentlich verringert sein, so daß die Hinterländler bald gegen die Küste vorzurücken vermögen. Es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß die Franzosen durch die Mohammedaner vertrieben werden können. Eine spätere Neueroberung aber mag dann wohl mehr Mühe bereiten als die früheren Einmärsche.

Es ist klar, daß eine Unterstützung von unserer Seite die marokkanische Bewegung wesentlich beschleunigen und verstärken würde. Aber abgesehen von der Schwierigkeit der Anstiftung, fragt es sich sehr, ob solch ein Unternehmen lohnt. Wenn es für die Franzosen zum letzten gehen sollte, dann müssen sie den Rest ihrer Truppen sowieso aus Marokko fortholen; würden sie aber über uns siegen, so könnte der Abfall Marokkos dagegen doch nichts ausrichten. Auf jeden Fall aber: von Marokko aus ließe sich zu allererst ein großer Kolonialbrand entzünden — und das wäre eine lohnende Aufgabe für militärfreie Abenteuerlustige, für Fremdenlegionäre!

Wieder anders liegen die Verhältnisse in der französischen Sahara. Von dem algerischen Anteil gilt ungefähr das gleiche, was ich über Algerien sagte. Im übrigen aber sind jene riesigen Gegenden zu entlegen und zu menschenarm, als daß ihre zerstreuten Bewohner den Gang der Weltereignisse auch nur im geringsten zu beeinflussen vermöchten. Hier sind sicher blutige und erfolgreiche Aufstände zu erwarten — falls die Eingeborenen überhaupt etwas von der Bedrängnis ihrer Zwingherren erfahren. Mancher entlegene



Sousse in Tunesien. Im Hintergrund der Hafen, vorn die südliche Stadtmauer.

Militärposten mag dort unter der glühenden Sonne niedergemetzelt werden.

Eine mohammedanische Erhebung gegen die Republik ist also zuerst in Marokko zu erwarten und darf hier eines Erfolges ziemlich sicher sein. In diesem Falle, zumal wenn Frankreich in Europa entscheidende Niederlagen erfährt, mag die Bewegung auf Algerien und schließlich auch auf Tunesien übergreifen.

Dies ist die Beantwortung des ersten Problems, die nach Kenntnis der Sachlage also etwas skeptisch ausfällt. Das zweite Problem muß mit noch kälterem Blut angefaßt werden: können wir Nutzen aus den Eingeborenenverhältnissen Französisch-Nordafrikas ziehen, und zwar noch während des Krieges selbst?

Um es kurz zu sagen: Ich halte es für unwahrscheinlich, daß afrikanische Unruhen uns wesentlich nützen können. Moderne Kriege werden in kürzerer Zeit entschieden als die Eingeborenen sie brauchen, um zu Entschlüssen und zur Einigung in größerer Masse zu kommen. Ihrer Entschlußfähigkeit mag auch diese Erwägung einen Hemmschuh anpressen, daß sie schließlich doch nur den Herrn wechseln, nicht aber abschütteln.

Eine Erhebung kann ja nur in dem einen Falle von Wert für uns sein, daß die Republik davon absehen würde, ihre afrikanischen Truppen auf dem europäischen Kriegsschauplatze zu verwenden. Das aber wird wohl niemand glauben, daß die Franzosen ihre Heere im Mutterland auch nur um einen einzigen Mann schwächen würden, um in ihren Kolonien die Ruhe zu wahren.

Und ein Volk, dessen Macht zum Teil ohnehin nicht ganz gleichwertig ist, wird nicht so töricht sein, sich durch Verzicht auf die vielgerühmte Force noire zu schwächen. —

Erwogen will zum Schluß noch der Beitrag sein, den Französisch-Nordafrika unzweifelhaft gegen uns beisteuert, nämlich seine farbigen Regimenter.

Wer erobert Frankreich die neuen Kolonien? Zu allererst die Fremdenlegion. Die Legion tritt auch in Europa in Tätigkeit: allerdings erst nach Ausscheidung der Deutschen und Österreicher, die man auf ganz abgelegene Wüstenposten steckt.

Nächst der Legion erobern die Sénégalais (die Senegalschützen) für die Republik neue Länder. Das sind Neger, die nicht mit den Mohammedanern des Nordens fraternisieren und ganz brav ins Zeug gehen sollen. Wir werden ihnen in allernächster Zeit bei uns begegnen. Tiere natürlich, aber wie alle Naturvölker ohne die Feuerdisziplin und ohne das Kulturbewußtsein unserer Soldaten. Hündisch im Unglück, Teufel beim Sieg.

Weniger gut sollen sich die Tirailleurs (früher Turkos genannt) und Spahis schlagen, die man aus den Eingeborenen Algeriens und Tunesiens rekrutiert. Ihre breiten Pluderhosen, die grellen Farben der Uniformen, der niedrige Sinn machen sie nicht zu gefährlichen Gegnern unserer Jungens.

Als schlechteste Truppen aber sieht man jetzt die Zuaven an, die sich aus Franzosen und algerischen (naturalisierten) Juden zusammensetzen. Sie gelten als feig und werden von den Franzosen selber nicht sehr geachtet. Die berittenen Chasseurs d'Afrique, die sich jetzt im Elsaß empfindliche Schlappen geholt haben, machten mir körperlich durchweg einen kümmerlichen Eindruck (ähnlich wie die englischen Rotröcke in Ägypten).

Alles in allem: deutsche Truppen brauchen sich nicht vor den afrikanischen Regimentern Frankreichs zu sorgen. Gefährlich können diese erst nach dem Siege werden. Und solche Bestien von unseren Frauen und Knaben fernzuhalten, ist ein ebenso großes Verdienst an der Kultur der Menschheit, wie es ein Verbrechen ist, ein Barbarenland wie Rußland zu Europa zu rechnen.

So werden wir ebensowenig Schaden wie Nutzen von den Eingeborenen Französisch-Nordafrikas zu erwarten haben. Etwas ganz anderes freilich wäre es, die dreihundert Millionen Britisch-Indiens zum Aufruhr gegen England zu bringen. England würde in solchem Falle zu jedem Frieden bereit sein: um nur nicht die Grundlage seines Wohlstandes zu verlieren.



Ain Sefra im nördlichen Teil des algerischen Atlas.

Das Seegefecht bei Helgoland.

Für das Universum gezeichnet von Marinemaler C. Schön.

Die genauen Berichte über das Seegefecht bei Helgoland, bei dem auf deutscher Seite nach heldenmütigem Kampfe die Kreuzer „Ariadne“, „Köln“ und „Mainz“ sowie das Torpedoboot „V 187“ verloren gingen, lassen erkennen, daß auch die englischen Schiffe beträchtlichen Schaden erlitten haben. Besonders läßt das Zugeständnis in englischen Berichten, daß eines ihrer großen Panzerschiffe stark zerschossen worden ist, den Schluß zu, daß dieses Schiff, das etwa die zwei- bis dreifache Gefechtsstärke der zerstörten deutschen Schiffe zusammengenommen hat, so ziemlich gefechtsunfähig geworden ist. Zudem werden die von englischer Seite zugegebenen schweren Beschädigungen sich wohl nicht auf dieses eine Schiff beschränkt haben. Zieht man in Betracht, daß die englische Flotte mit der ungeheuren Übermacht von 2 großen Panzerschiffen, zwei Kreuzern, 40 Torpedojägern und einem Unterseeboot gegen die wenigen deutschen Vorpostenschiffe kämpfte, die an sich gar nicht zu einem solchen Kampf gegen Panzerkreuzer bestimmt sind, so ist der Verlauf dieses Gefechts für die deutsche Marine höchst ruhmreich gewesen.



Englischer Torpedobootszerstörer. Panzerkreuzer „Lion“, das englische Flaggschiff (schwer havariert). Kleiner deutscher Kreuzer „Köln“ (gesunken). Deutsches Torpedoboot V 187 (gesunken).



Eines der Lazarettschiffe, die die Hamburg-Amerika-Linie dem deutschen Roten Kreuz in verdienstvoller Weise zur Verfügung gestellt hat.

Lazarettschiffe.

Von Dr. Heinz Gräf.

Ein Großkampfschiff mit rund 1000 Mann Besatzung kann in einer Seeschlacht etwa ein Drittel seiner Mannschaft verlieren, bis es kampfunfähig wird. Man würde also mit 300—350 Toten und Verwundeten zu rechnen haben. Obwohl diese Höchstziffer bisher nie erreicht worden ist, muß man sich doch auf etwa 200 Schwerverwundete pro Gefechtseinheit gefaßt machen. Etwa zwei Drittel der Verwundeten pflegen im Seekrieg Schwerverwundete zu sein. Es ist klar, daß so viel Verletzte bei den doch stets etwas beschränkten Bordverhältnissen auf die Dauer nicht so gepflegt werden können, wie es in einem modern eingerichteten luftigen Krankenhaus möglich ist. Das Ideal der Verwundetenversorgung läßt sich aber im Seekrieg nicht immer erreichen, und an Stelle des Lazarettes tritt vielfach das Lazarettschiff.

Die Erfahrung, die wir in Deutschland in bezug auf Lazarettschiffe besitzen, ist keine große. Sie erstreckt sich nur auf die Dampfer „Savoia" und „Gera", die 1900 bis 1901 in Ostasien als Lazarettschiffe verwendet wurden. Bei der Einrichtung von Passagierdampfern zum Zweck der Krankenpflege richten wir uns vielfach nach dem Vorbild von England, Amerika und Japan, die ständig Lazarettschiffe im Dienst haben. Was von unserer Marineverwaltung an solchen Schiffen in dem gegenwärtigen Krieg vorgesehen ist, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis. Dem Roten Kreuz hat die Hamburg-Amerika-Linie die beiden Dampfer „Hansa" und „Patricia" zur Verfügung gestellt. Beide Dampfer sind vom Roten Kreuz entsprechend hergerichtet worden. Da beide in der letzten Zeit Spezialzwecken gedient haben, so die „Patricia" als Transportschiff für Truppentransporte nach und von Ostasien, dürfte ihre Herrichtung für Hospitalzwecke keine besonderen Schwierigkeiten bereitet haben.

Die Bestimmungen über Lazarett- und Hilfslazarettschiffe, die in der englischen Marine bestehen, sind etwa folgende. Für jeden größeren Schiffsverband, d. h. jedes Geschwader, bestehend aus 4 Schlachtschiffen, einer Torpedobootsflottille und Hilfsschiffen, ist ein Lazarettschiff oder Hilfslazarettschiff vorgesehen. Dieses Hospitalschiff muß außer für die eigene Besatzung und das Sanitätspersonal Platz für 1000 Verwundete oder Kranke bieten. Es muß also eine Wasserverdrängung von 10—20000 Tonnen haben. Seine Größe berechnet sich nach folgenden Zahlen: ein Geschwader von Großkampfschiffen mit einer Torpedobootsflottille hat rund 5000 Mann Besatzung. Rechnet man in einem Seegefecht auf 20—25 Prozent Verluste, so muß das Hospitalschiff also etwa 1000 Mann aufnehmen können.

Das Sanitätspersonal eines solchen Schiffes beträgt 382 Mann, darunter 17 Ärzte. Dieses Personal wird in 5 Divisionen eingeteilt, und für jede Division ist ein besonderes Schlachtschiff bzw. die Flottille der Torpedoboote und Hilfsschiffe festgesetzt. Gleich nach Einschiffung auf dem Lazarettschiff hat sich das Sanitätspersonal eingehend mit dessen Bau und Einrichtungen vertraut zu machen, damit es genau überall Bescheid weiß. Das ist bei den vielen Ecken, Winkeln, Treppen und mehrfachen Lagen von Decks übereinander gar nicht immer so leicht.

Eine Hauptschwierigkeit bietet im Ernstfall der Transport vom Schlachtschiff oder Torpedoboot auf das Lazarettschiff. Bei ruhigem Wetter macht die Übergabe auf die Boote ja keine zu großen Umstände. Sie wird im Frieden in Lazarettübungen reichlich geübt und muß bei den ja so häufigen Unfällen an Bord der Kriegsschiffe auch praktisch oft genug betätigt werden. Schwer aber ist die Übergabe der Verletzten bei unruhigem Wasser, wie es in der Nordsee eigentlich fast immer zu sein pflegt. Wenn es irgend möglich ist, muß ruhiges Wasser aufgesucht werden; sonst wird man vielleicht Öl zur Beruhigung der Meereswellen verwenden. Es versteht sich von selbst, daß das Hospitalschiff mit Booten besonders reich ausgestattet sein muß.

Wie sind nun die sanitären Einrichtungen an Bord eines Lazarettschiffes? Sie sind besser als die Verhältnisse im eigentlichen Schiffshospital und weniger gut als im Lazarett an Land. Die Seemannsordnung fordert für das gewöhnliche Schiffshospital pro Bett einen Luftraum von 5 cbm. In den modernen Krankenhäusern rechnet man dagegen pro Bett 32 cbm Luftraum. Ein gewaltiger Unterschied! Nun muß man allerdings bei einem

Hospitalschiff mit anderen Verhältnissen rechnen. Auf ihnen dient nicht nur das Schiffshospital den Zwecken der Verwundetenpflege, sondern das ganze Schiff einschließlich der Luxuskabinen und der wohlgelüfteten Passagierkammern 1. und 2. Klasse. Es ist selbstverständlich, daß da auf den Kranken mehr als 5 cbm Luftraum kommen. Verfasser hat in seiner mehrjährigen Tätigkeit als Arzt im Hamburger Hafen- und Quarantänedienst Gelegenheit gehabt, fast alle Schiffe der hiesigen Handelsflotte eingehend kennen zu lernen, und hat zum Beispiel gerade auch die „Patricia" mehrfach amtlich zu besichtigen gehabt.

„Patricia", durch eine Reihe von Jahren hindurch einer der P-Dampfer (Postdampfer) der Paketfahrt zwischen Hamburg und Newyork, kann bei voller Besetzung — Passagiere und Mannschaften — fast 3000 Personen aufnehmen. Sind also 1000 Krankenbetten vorgesehen, so ist dabei für Schiffsverhältnisse in reichlicher Weise den Forderungen der Hygiene Genüge getan. Es ist selbstverständlich, daß für Kalt- und Warm-Wasser gesorgt ist, daß Klosetts mit Wasserspülung an Bord sind, und daß die Lufterneuerung durch Ventilatoren an Deck, durch Schiebefenster, Bullaugen und elektrische Ventilatoren ausreichend ist. Der in Hospitälern und Passagierkammern angebrachte Linoleumbelag der Fußböden hat sich als sehr zweckmäßig erwiesen, wirkt er doch als großer Bakterienfeind.

Die Aufstellung der Betten erfolgt in den Passagierkammern 1. Klasse auf ebener Erde, nicht wie auf kleinen Schiffen übereinander. Man wird solche Kabinen natürlich für die Schwerverletzten reservieren. Leichter Verwundete wird man in weniger vornehm ausgestatteten Räumen unterbringen, wo vielleicht auch 2 Betten übereinander angebracht sind. Auf jedem unserer großen Passagierdampfer sind auch besondere, abgelegene Isolierhospitäler für Männer und Frauen vorgesehen. Auch solche wird man einrichten und höchstwahrscheinlich auch benutzen. Jeder, der irgendwie verdächtig ist, wird in dem Isolierhospital untergebracht. Die Fernhaltung von Seuchen ist eine der Hauptaufgaben des Schiffsarztes. Pflegen diese doch bei der Eigenart des Bordlebens nach dem Ausbruch meist größeren Umfang anzunehmen.

Die für ein Handelsschiff behördlich vorgeschriebenen und in den 2 Schiffsapotheken der großen Dampfer stets reichlich vorhandenen Medikamente, Verbandmittel und ärztlichen Instrumente werden für ein Hospitalschiff natürlich nicht ausreichen. Für ihre Beschaffung wird in reichlicher Weise Sorge getragen. Daß für Reservematratzen, Bettzeug, Transporthängematten, Tragbahren und Liegestühle gesorgt ist, versteht sich von selbst. Ebenso selbstverständlich ist die Einrichtung eines möglichst geräumigen, gut beleuchteten und durchlüfteten, mit heißem und kaltem Wasser versehenen Raumes als Operationsraum. Ob man Rauchsalon oder Damensalon oder einen der Eßsäle dazu wählt, hängt natürlich von den örtlichen Verhältnissen ab. Das Schiffshospital der „Patricia" scheint mir wegen seiner den Schiffsschwankungen recht ausgesetzten Lage im Hinterschiff nicht besonders geeignet dazu.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Lazarettschiffe immer nur einen Notbehelf darstellen. Vor allem läßt sich gegen sie immer der Einwand machen, der auch stets gegen Schiffssanatorien vorgebracht wird: die Gefahr der Seekrankheit. Daß diese üble Zugabe für Verwundete mit Bauchverletzungen, Schädelschüssen und Ohr(Labyrinth)-verletzungen mit ihrem quälenden Brechreiz eventuell direkt lebensgefährlich werden kann, liegt klar auf der Hand. Nun handelt es sich bei den Verletzten ja allerdings durchweg um Seeleute, die kaum mehr von der Seekrankheit berührt werden sollten. Wieviele von ihnen sind aber Rekruten und wieviel Reservisten, noch nicht genügend oder nicht mehr recht an das Schwanken des Schiffes gewöhnt? Außerdem darf nicht vergessen werden, daß sich manche Leute einfach nicht an die Seekrankheit gewöhnen, und daß sich unser Mannschaftsersatz der Marine lange nicht mehr ausschließlich aus der seebefahrenen Küstenbevölkerung rekrutiert, sondern schon zum großen Teil aus dem Binnenland. Die Hospitalschiffe haben aber auch mancherlei unbestreitbare Vorzüge. Kann wohl etwas die Genesung eines sonst gesunden Menschen besser fördern als der Aufenthalt in der erfrischenden, keimfreien Seeluft, wenn er in wohltuender Untätigkeit bequem auf dem Liegestuhl an Deck liegt? Luft, Sonne und die an Bord anerkannt gute Verpflegung sind wichtige Heilfaktoren und werden sicher zur raschen Wiederherstellung der Verwundeten und Kranken beitragen. In der englischen Flotte meint man 10—12 Lazarettschiffe nötig zu haben. Wieviel wir gebrauchen werden, wird vom Gang der Ereignisse abhängen.

Kriegslied.

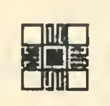
Nach der Weise: Wohl auf Kameraden aufs Pferd, aufs Pferd.

Nach Rußland und Frankreich ziehen wir ein
Und kämpfen für Deutschlands Ehre.
Vom Feinde soll Deutschland gefürchtet sein,
Wir setzen uns mannhaft zur Wehre.
:,: Schon dröhnt es von Waffen und Rossegestampf,
Ein einiges Volk zieht zum furchtbaren Kampf. :,:

Nun wollen wir streiten Mann für Mann,
Und Oesterreich-Ungarn zur Seite.
Ein Schuft, der die Treue nicht halten kann,
Wie Englands Krämerleute.
:,: Wir kämpfen für Freiheit und Vaterland
Und schlagen den Räubern das Schwert aus der Hand. :,:

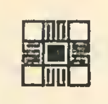
Es ist ja die Treue kein leerer Wahn,
Die Deutschland und Oesterreich halten,
Und jeder echte deutsche Mann
Läßt Gott und Kaiser walten.
:,: Selbst wenn uns die ganze Welt bedroht,
Wir bleiben uns treu im Leben und Tod. :,:

Robert Reinhard.



Die Feldpostkarte.

Von E. Krickeberg.



Eine Feldpostkarte! Der Briefträger übergibt sie uns mit einer besonderen Feierlichkeit. Er weiß, wir haben sie mit Bangen und Zittern erwartet, und die Botschaft, die sie enthält, ist uns wichtig und teuer, und wenn sie nur aus zwei Worten bestände. Es ist doch ein Lebenszeichen von dem Lieben draußen im Felde ... vielleicht, ach! ein letzter Gruß, und dann wird die schlichte Karte zu einem unersetzlich teuren Andenken für uns — zu einem Heiligtum.

Zu Millionen werden sie uns zufliegen, diese ersehnten Boten aus dem Felde, und zu Millionen auch werden wir sie hinausschicken an unsere tapferen Soldaten. Und diese werden sie mit heißem Dank empfangen und aus der Gewißheit treuen Gedenkens ihrer Lieben daheim neue Kraft und frischen Mut zu ihrer ungeheuren, schweren und verantwortungsvollen Aufgabe schöpfen.

Wir, die wir an den Gebrauch der Postkarte seit unserer Jugend gewöhnt sind, nehmen dies bequeme Verbindungsmittel als so selbstverständlich hin wie das tägliche Brot. Wir können uns gar nicht vorstellen, daß es eine Zeit gegeben hat, in der es nicht existierte — und doch genießen wir ihre Segnungen noch nicht einmal ein halbes Jahrhundert. Kurz vor dem Kriege 1870/71 erst ist sie erstanden. Als ihr Geburtstag bei uns gilt der 25. Juni 1870, und das Verdienst, sie der Welt geschenkt zu haben, gebührt dem Generalpostmeister Stephan. Allerdings hat Österreich-Ungarn die „Correspondenzkarte" bereits am 1. Oktober 1869 dem Verkehr übergeben, aber die Idee zu einem solchen „Postblatt", wie er die Postkarte anfänglich nannte, ist von dem damaligen Geheimen Postrat Stephan ausgegangen.

Im Jahre 1865 trat Stephan, der geniale Organisator, der überall für Vereinfachung des Verkehrs, z. B. auch für die Abschaffung des schwerfälligen Zopfes im amtlichen Schreibwesen, wirkte, zum erstenmal mit dem Vorschlag zur Einführung des „Postblattes" dem Generalpostamt gegenüber hervor. Aber so unglaublich es klingt, man wies ihn zurück, und auch auf der Postkonferenz zu Karlsruhe im Oktober desselben Jahres wurde sein Vorschlag unter ganz kurzsichtigen und kleinlichen Bedenken abgelehnt. Nur ein Delegierter erfaßte die Bedeutung einer solchen außerordentlichen Erleichterung des Verkehrs, wie sie das Postblatt im Vergleich zu der viel umständlicheren brieflichen Verbindung darstellte. Das war der österreichische Abgeordnete Sektionsrat Freiherr v. Kolbensteiner, der spätere Generalpost- und Telegraphendirektor, und er setzte die Einführung der „Correspondenzkarte" in Österreich-Ungarn bereits am 1. Oktober 1869 durch.

Stephan sagte auf dem Kongreß zur Begründung seines Vorschlags folgendes: „Dem Publikum dürfte die Einrichtung, zumal wenn die anfängliche Scheu vor offenen Mitteilungen bei näherer Einsicht von der Sache überwunden sein wird, für viele Gelegenheiten und Verhältnisse willkommen sein. Wie umständlich ist es z. B. oft auf Reisen, unterwegs eine kurze briefliche Nachricht von der glücklichen Ankunft, von der Nachsendung eines vergessenen Gegenstandes usw. an die Angehörigen gelangen zu lassen. Künftig wird ein Postblatt aus dem Portefeuille gezogen, mit Bleistift im Coupé, auf dem Perron usw. ausgefüllt und in den nächsten Briefkasten oder Eisenbahnpostwagen gesteckt. Hinsichtlich einer großen Zahl von Bestellungen, Benachrichtigungen usw. würde die Übermittlung ‚per Postblatt' wahrscheinlich bald in die geschäftliche Usance wie in den geselligen Gebrauch übergehen."

Wie recht er mit seiner Ansicht hatte, beweist die Tatsache, daß nach Errichtung des Weltpostvereins am 1. Juli 1875 bereits im Jahre 1882 der Gesamtpostkartenverkehr der Erde sich, statistisch nachweisbar, auf eine Milliarde Stück belief, was einem Geldumsatz von 50 Millionen Mark gleichkommt.

Das Publikum begrüßte die Einführung der Correspondenzkarte, die einem wirklichen und dringenden Bedürfnis entgegenkam, mit Begeisterung. Ein Beweis davon ist, daß gleich am ersten Tage ihrer Ausgabe 45 468 Stück von ihnen versandt wurden, trotzdem das Porto für sie damals noch einen Silbergroschen betrug. Die Erkenntnis der ungeheuren Bedeutung, die diese einfache Verkehrsform für die Geschäftswelt annehmen würde, falls das Porto sich verbillige, mußte sich von selber aufdrängen. Stephan mit seinem praktischen Blick erkannte sie vor allen, und schon am 17. Oktober 1871 wurde bestimmt, daß die Correspondenzkarte der Taxe für Drucksachensendungen, die ½ Silbergroschen betrug, unterliegen sollte. Am 1. Januar 1872 wurde als neue Verkehrserleichterung die Correspondenzkarte mit Rückantwort eingeführt, am 1. März darauf erfuhr die „Correspondenzkarte" ihre Umwandlung zur „Postkarte", und nachdem dann noch am 1. Juli das Porto auf 5 Pfennig festgesetzt worden war, war uns die Postkarte geschenkt, wie wir sie noch heute haben und nimmer missen möchten.

Die Idee, daß die Postkarte wieder aus dem öffentlichen Leben verschwinden sollte, erscheint uns nicht nur viel zu absurd, um sie ernstlich zu erwägen, ihre Umsetzung in die Tat würde auch viel mehr bedeuten, als das Verschwinden eines bequemen Verkehrsmittels für das Publikum und das Versiegen einer Haupteinnahmequelle für die Post. Sie würde schwere wirtschaftliche Schäden mit sich bringen und den Ruin unzähliger Existenzen nach sich ziehen. Denn die Postkarte beschäftigt eine ganze große Industrie mit einem Heer von Arbeitern, Kaufleuten, Künstlern — man denke an die Ansichtskarten, die sich auf die Einführung der Postkarte gründen, an die Geschäfts- und Reklamekarten, deren Versand sich jetzt auch ein bescheidener Betrieb leisten kann, an all die Drucksachen, die in Form von Postkarten ausgeschickt werden.

Das ist die praktische Seite der Einführung der Postkarte — welch ideellen Wert sie besitzt, hat am besten der Krieg 1870/71 bewiesen. Schon im ersten Kriegsjahr wurden 10 Millionen Correspondenzkarten zwischen dem Heer und der Heimat gewechselt. Zehn Millionen Grüße von hüben und drüben, die eine schwerwiegendere Bedeutung haben, als wenn ein Reisender von irgendeinem hübschen Aussichtspunkte ein Lebenszeichen sendet.

Heinrich v. Stephan, der die deutsche Feldpost 1870/71 in wahrhaft genialer Weise organisiert und bis zum Ende des Feldzuges in tadellosem Betrieb erhalten hat, sagt: „Die Nachrichten aus der Heimat stärkten und belebten den Krieger, und in den folgenden Strapazen zeigte sich dann, daß auch diese Wärme ihr mechanisches Äquivalent besaß."

Aber selbst bei der besten Funktion des Feldpostbetriebes wäre ein so häufiger und ununterbrochener Verkehr der Soldaten mit der Heimat nicht möglich gewesen, wenn er in der alten umständlichen Briefform hätte stattfinden



Deutsche Kavallerievorhut vor Paris. Für das Universum gezeichnet von Walter Syrutschök.

müssen. Wie mancher hat mitten auf dem Schlachtfeld in einer Pause des Gefechts dem einsammelnden Postboten in aller Geschwindigkeit eine mit Bleistift gekritzelte Karte eingehändigt; das unscheinbare, zum Versand fertige Blatt hatte er immer zur Hand, er konnte es mitsamt dem Bleistift zwischen den Knöpfen seiner Uniform bergen. Ein Briefblatt falten, in den Umschlag schieben, ihn verkleben — die Zeit dazu würde ihm gefehlt haben, und die Mitteilung hätte unterbleiben müssen, die vielleicht die letzte von seiner Hand war. Wie mancher Verwundete, Sterbende hat noch mit letzter Kraft und verlöschenden Sinnen einen solchen Gruß der schlichten Karte anvertraut, der Feldpostbeamte hat sie der erstarrten Hand entnommen und als heilige Reliquie dem zugesandt, dem das letzte Gedenken des Tapferen galt. Und die in der Heimat tagtäglich mit fiebernder Sorge der Post entgegenharrten, sie empfingen den ersehnten Boten in seinem einfachen Gewande wie einen Messias — himmelhoch jauchzende Lust und abgrundtiefen Schmerz hat er ins Land getragen; inbrünstige Dankbarkeit, demütige Entsagung, neues Hoffen, frische Kraft, Gottvertrauen und Zuversicht in den Seelen ausgelöst, und wenn wir unsere getreuen Helfer in unserer Kriegsnot aufzählen — die schlichte Postkarte darf nicht vergessen werden.



Die russische Gouvernementshauptstadt Lublin, um deren Besitz zwischen den Österreichern und den Russen heiß gekämpft wird. Lublin zählt 50000 zumeist polnische Bewohner.

Oesterreichisches Kriegstagebuch.

III. Die Fahrt auf den Kriegsschauplatz.

Vor zwei Tagen waren wir, durchfahrend, in Wien. Stimmung: Volksfest. Überall Fahnen, schwarz-weiß-rote sicherlich nicht weniger als unsere schwarz-gelben. Und Leute, Leute auf allen Straßen, der berühmte Grabenkorso bietet jetzt allmittäglich ein Bild, das dem der Wiener Osterfeiertage oder der Derbywoche nicht nachsteht.

Und die Wiener, die geborenen Raunzer, nicht wiederzuerkennen. Da ist keiner, der nicht voll Zuversicht wäre. Nein, die Stadt an der Donau hat das Lächeln nicht verlernt, und wenn irgendwo um eine Ecke oder aus einem Kaffeehausgarten die melodische Brandung eines der Schlachtenmärsche herüberschlägt, die man jetzt immer und immer wieder spielt, bricht ein Jubel los, der im Nu den Alp von hunderttausend Herzen wegfegt.

Und Fahnen wehen unterm wochenlang blauen Himmel. Es sind die Siegesfahnen von Krasnik, und weiß Gott, der kleine, jüdische Vorstadtpfaidler dürfte recht behalten, der neben seinem Kommis unter der Ladentür stand, fröhlich in das Wallen der bunten Fahnen blinzelte und schmunzelnd sagte: „Gustl, Fahnentuch müssen S' mir expreß nachbestellen.“

Und nun fährt wieder das Automobil, stundenlang; Staub wogt in ungeheuerlichen Wolken hinter uns empor, Nacht kommt und wieder ein Morgen, Mittag und Abend. Welch ein Segen von Fruchtbarkeit ist hier angehäuft! Keine Scheuer, die nicht voll und übervoll der teuersten, notwendigsten Last wäre. Und immer noch schwanken, hochaufgepackt, die Erntewagen, bringen die gelben Garben ein, rechen das letzte Heu zusammen. Von braunem, dunklem, falbem Vieh sind alle Weiden gesprenkelt, satt und behaglich brüllen Büffel im Sumpf, der ungarische Sauhirt treibt seine grunzenden Legionen, unterm Rollen eines aufsteigenden Spätgewitters stecken abertausend Schafe die wolligen Köpfe zusammen; aus allen Ställen brüllt es, Pferde tummeln sich noch immer zu Tausenden über die eingezäunten Bühel. Wahre Kukurutzwälder steigen zu beiden Seiten der Straße herauf, ein Mann könnte hindurchgehen, man sähe kaum das ungarische Seidenband an seinem Hut. Und in diesem Lande, das Hunderttausende von Männern an seine Grenzen schicken mußte, gehen immer noch Millionen Wehrfähiger friedlich und fleißig ihrer gewohnten Beschäftigung nach; es ist, als ob die Scholle der Heimat immer neue, immer neue Männer hergeben würde, unerschöpflich. Tausende von Gärtnern stehen gebückt im Sonnenbrand ihrer Gärten, baumstarke Burschen führen Gurken, Melonen, Kartoffeln, Tomaten ein, und die Weiber schütteln von den übervollen, zum Brechen belasteten Zweigen Pflaumen und die ersten Äpfel.

Segen, wohin man sieht. Ernte an allen Enden, Sicheln mähen, Früchte prasseln aus der angustwelken Krone, in langen Kolonnen fahren die vollgeladenen Bauernkarren auf die Märkte. Vom Krieg aber siehst du nichts als den bärtigen Landsturmmann, der, das Bajonett aufgepflanzt, mit seinem Gewehr die Brückenwacht versieht. Er hält das Automobil auf, untersucht die Legitimation, grüßt mit jenem österreichischen Lächeln, das ihnen allen gemeinsam ist: dem blonden, schwergliedrigen Slawen, den verbrannten braunen Karstsöhnen, den Wiener Burschen und denen aus dem oberösterreichischen oder steirischen „Landl“. Und wieder fahren wir durch die gesegnete, erntende Heimat, durch abgeräumte und noch prangende Felder, durch das abendläutende Dorf, am Fluß, an dessen Ufer schwere, braune Pinzgauer Pferde die mit Kraut- und Kohlköpfen beladenen Lastkähne schleppen. Und nur jenes rotglimmende Lichtchen dort über den Halmen, das in der untergehenden Sonne glänzende Bajonett des Wächters verrät, was wir auf dieser Fahrt oft und oft vergaßen: daß es Mars ist, der diese Stunden regiert, und nicht die gabenspendende, lächelnde, rotwangige Ceres . . .

Ein Nest, irgendwo, wir dürfen's nicht nennen, und sagte man selbst seinen Namen, hielte es schwer, ihn auch auf der Karte zu finden. Baracken in Bauerngärten, niedrige Häuser, Schindel- und Strohdächer, über die der Abendwind die gelben Schwaden des Herdfeuerrauchs von den Feldküchen trägt.

Das Hauptquartier ist hier. Hier arbeitet das Gehirn des Krieges; in den kleinen, kahlen Stuben — eben werden die Lampen angezündet und werfen helle Lichtkegel auf die dämmernde Straße hinaus — bereiten sich Schicksale und werden Schicksale verwirkt. Gott Mars trägt da die hellgraue, österreichische Felduniform, und er ist ein grauer, sehnig-schlanker General mit stählernen Augen oder ein schöner, geschmeidig von seinem gehetzten Pferd sich herunterschwingender Stabsoffizier, dem sich das braune Haar unter der Kappe noch lockt.

Drinnen in den Baracken. Grobgetünchte Wände, weiche Holzdielen, Schreibmaschinen klappern, ein Major diktiert aus seinem Konzept; Kriegskarten hängen an den Wänden, liegen aufgeschlagen überall herum; vornehme Kriegsfreiwillige, zu besonderen Dienstleistungen befohlen, warten flüsternd in einem halbdunklen Korridor. Plötzlich reißen sie sich mit einem Ruck zusammen, die Tür ist auf-

gegangen, im Schein der Lampe steht ein Generalstabsoffizier und gibt sein Schriftstück mit einem knappen Befehl an den nächststehenden Freiwilligen weiter. Der salutiert stumm, läuft wie ein ganz junger Korporal, draußen wird ein Motor angeworfen und die angezündeten Lichter der Automobillampen tasten spähend in die Nacht hinaus. Der Wagen fährt ab, die Tür fällt zu und wieder hört man nichts als das eintönige Klappern der Schreibmaschinen, das Schrillen des Feldtelephons, das Ticken der Morse-Apparate und eine unbewegte, diktierende Stimme.

Von der schimmernden, umstrahlten, goldgeschienten Rüstung des Schlachtenlenkers von einst blieb nichts übrig für eine Zeit, die ihre Schlachten zuerst und vor allem mit dem Gehirn führt. Die prachtvollste Feldherrngebärde — hier ist sie ersetzt durch den Funken im Draht, durch die Rechnung, den in die Maschine diktierten Befehl oder Bericht. Die Genialität hat sich ein Bureau installiert, und der weiße Streifen, der vielleicht zu dieser schweigenden Nachtstunde irgendwo aus den gelben Messingzähnen des Morse-Apparates kriecht, läßt „einer Zukunft Vorhang wallen“ . . .

Ich muß ja eigentlich auch noch von den Kriegsberichterstattern erzählen. Jeder Zivilist beneidet sie unsäglich, und an ihnen vollzieht sich ja wohl das Wunder, in unmittelbarster Nähe den Krieg zu erleben, ihn aber nur wie ein Theater zu erleben, ohne Risiko und Gefahr; Schlachtenbummler von Beruf, deren Schutz- und Trutzwaffe einzig der gezückte Federstiel ist.

Leider geht es den österreichischen Kriegskorrespondenten, wenigstens bis zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, nicht ganz so gut, als sie sich's wünschen. Nämlich: sie — langweilen sich. In dieser Zeit, die von blutigstem Geschehen und aufrührendstem Erleben täglich und nächtlich dampft, erleben sie nichts, rein gar nichts. Man hält sie einstweilen noch sorglich fern vom Schuß, internierte sie — wo, darf hier natürlich nicht verraten werden — in irgendeinem verschollenen, romantischen Schloß, und da dürfen sie nun spazierengehen und auf Nachrichten warten, die weiß Gott dürftig genug und siebenmal gesiebt in ihre Idylle sickern.

Es ist ja natürlich, daß dem Tatendrang des Korrespondenten ganz besonders im Anfang, wenn die großen Ereignisse sozusagen im Ausmarsch befindlich sind, verschiedene Beschränkungen auferlegt werden müssen. Das versteht wohl jeder, und — ungeduldig zwar — werden es schließlich auch die Leser begreifen, daß der Berichterstatter höheren Mächten gehorcht, wenn er rund um die ungeheuersten Schlachtfelder der Weltgeschichte bisher nichts als ein paar nette und belanglose Stimmungsbilder fabrizieren durfte. Es heißt jetzt vor allem geduldig warten. Und die Berichterstatter, die Tage und Nächte in den Krieg fuhren, müssen sich in das Schicksal finden, vorläufig weiter vom Krieg entfernt zu sein als der Wiener auf der Ringstraße, der die Extra-Ausgabe mit den letzten offiziellen Kriegsdepeschen liest.

Solange man es also den Herren nicht erlauben kann, Weltgeschichte in alle Windrichtungen hinauszutelegraphieren, finden sie sich wohl oder übel in ihr merkwürdig idyllisches Dasein. Am Ende eines armen, kleinen Judenstädtchens steht das in seiner Verwahrlosung noch immer hochfeudal anmutende Grafenschloß, in dem sich das Kriegspressequartier für die erste Zeit eingerichtet hat. Der Herr Graf, dem Schloß und Park gehören, würde vermutlich nicht schlecht schauen, bekäme er seine Einquartierung vor Augen. Aber dieser hochgeborene Herr ist unbekannt wo, ging ohne Ahnung des Weltkriegs auf Reisen, amüsierte sich vielleicht in Trouville oder Ostende und hat sich zu lange amüsiert. Sicher ist nur, daß man ihn zurückerwartete und er nicht gekommen ist. Und so klirren die Sporen der Offiziere durch die alten, feudalen Gemächer, von deren Türen man übrigens — das Pfändungssiegel entfernen mußte, ehe sie aufgesperrt werden durften. Er ist wohl ein lebenslustiger Herr, dieser unbekannte Schloßbesitzer und Graf, saß wie ein hochherrschaftlicher Gottvater hier unter seinen armen Juden, und fuhr ihnen noch lieber davon, nach Ostende und Paris oder doch mindestens ins Kasino von Budapest.

Und sein unwahrscheinlich alter, unwahrscheinlich vornehmer Haushofmeister geht leise durch die alten Räume, sieht stumm dem neuen Leben zu, das sich hier breitmacht,



Lemberg, die Hauptstadt von Galizien, die im Mittelpunkt der Kämpfe des rechten Flügels der österreichisch-ungarischen Armee gegen die Russen stand. Die 160000 Einwohner zählende Stadt, die Sitz dreier Erzbischöfe, einer Universität und eines Polytechnikums ist, wurde aus taktischen Gründen von den Österreichern vorläufig geräumt.

und ist im übrigen von jener Höflichkeit, die nur solche ganz alte, sehr herrschaftliche Diener treffen und die sich von distinguierter Hochnäsigkeit nicht immer genügend deutlich unterscheidet.

Aber — ich rede von einem alten Schloß in Irgendwo und seinem verschollenen Grafen, und draußen bereiten sich Entscheidungen vor, die der Welt ein neues Gesicht geben werden! Der kleinen Herde von Berichterstattern im österreichischen Pressequartier wird es ja wahrscheinlich vergönnt sein, einige der Vorhänge des Weltgeschehens lüften und ihren Lesern davon berichten zu dürfen. Aber bis Anfang September saßen sie unter grünen Bäumen eines Schloßparks, ließen sich von einem ungarischen Husar schwarzen Kaffee servieren und waren die einzigen Menschen des europäischen Globus, die nach Hause berichteten: Es passiert nichts . . .

Aus unbekannten Gründen hält ein Zug auf offener Strecke, und hier war es, wo ich dem Kriege zum erstenmal ins Antlitz sah. Der Zug brachte Verwundete von den nördlichen Schlachtfeldern, zum Teil waren es Wiener, Deutschmeister, und sie hatten sich unter den Ersten mit Kosaken herumgeschlagen.

Also Helden, sagt man sich, und ist neugierig, wie dieses österreichische und wienerische Heldentum eigentlich aussehen mag.

Um es gleich zu sagen: man kommt nicht auf seine Rechnung bei diesen braven Burschen. Da ist ein Korporal, dem so ein vermaledeiter Russe ausgerechnet das Nasenspitzel weggeschossen hat. Aber er lacht unter seinem Verband, und ich habe ihn beim „Königrufen" gestört, das er, in seinen Mantel gewickelt, mit seinen gleichfalls blessierten Kameraden zur Verkürzung der ja mörderisch langen Fahrt gespielt hat. „Ich möcht' eigentlich schon wieder auffi, gnä' Herr," sagt er, aber dieses „gnä' Herr" bezieht sich wohl nur auf die Zigaretten, die ich ihm verehrt habe. Denn wie ich nun dabei bin, ihn ein bißchen auszufragen, wird ihm das schnell zu fad. „Wissen S'," meint er, und läßt sich die „Ägyptische" anzünden, „ich werd' Ihnen doch kane Raubersg'schichten derzähl'n!" Und weil ich nicht nachlasse, frage, wie ihm denn eigentlich zumute war, als er die ersten Kugeln pfeifen hörte, die Herren Kosaken aus dem Birkenwald hervorpreschten und die erste Granate krepierte — wie ich den Jungen frage, ob ihm da denn nicht doch ein bißchen „eigen" zumute wurde, schaut er mich mit wunderbarer Entrüstung von der Seite an, nimmt die geschenkte Zigarette aus dem Munde und sagt in den echtesten Tönen derer von dem Wiener Lichtentalergrund: „Gnä' Herr," sagt er, „san aber Sö a Laberl!"

Das sind unsere Buben von Wien, und keiner ist anders, der, die Hand am Gewehrhahn oder Säbelgriff, in diesen schweren Wochen die Wacht hält in Österreich.
Lambert.

Kriegssprüche in großer Zeit.

Wir Deutsche sind in unserem Zusammenhang wie ein Ehepaar: wenn alles ruhig und still ist, zankt man sich wohl ein wenig, so wie es bei Mann und Frau ist. Wenn aber ein Nachbar sich einmischt, fallen Mann und Frau vereint über ihn her. So war es mit uns Deutschen im Kampf mit Frankreich; er machte uns einig. Bismarck. (1893.)

Glaub mir,
In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.
Vertrauen zu dir selbst, Entschlossenheit
Ist deine Venus! Der Malefikus,
Der einz'ge, der dir schadet, ist der Zweifel.
Schiller.

Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Schiller.

Laß du den Krieg ausrasen, wie er angefangen.
Du hast ihn nicht leichtsinnig selbst entflammt.
Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.
Schiller. (Jungfrau von Orleans.)

Hier sind wir mal wieder in der Stimmung oder Laune, groß zu fühlen; ohne im geringsten wieder mal mit dem erhabenen Gefühl irgendwohin zu wissen. Das kommt davon, wenn man hell es 1870 hat schlagen hören, nicht in das Leere, das Klanglose hinein, sondern hinein in den Nachhall alter feierlicher Glocken. Wie viele sind ihrer, die auf den Nachklang und Widerhall horchen unter dem scharfen Schlag der vorhandenen Stunde? —
Wilhelm Raabe.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte.
Theodor Körner. (Leier und Schwert.)
(Gefallen 26. August 1813.)

Wer mutig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.
Theodor Körner. (Zriny, 1812.)

Dir müssen Feind sein: die die Knechtschaft wollen!
Dir müssen Feind sein: die die Wahrheit fürchten!
Dir müssen Feind sein: die das Recht verdrehen!
Dir müssen Feind sein: die von Ehre weichen!
Leopold Schefer. (Laienbrevier, 1838.)

Man muß Soldat sein für sein Land oder aus Liebe zur Sache, für die gefochten wird. Lessing.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Zeichnet die Kriegsanleihen!

Wir stehen allein gegen eine Welt in Waffen. Vom neutralen Ausland ist nennenswerte finanzielle Hilfe nicht zu erwarten, auch für die Geldbeschaffung sind wir auf die eigene Kraft angewiesen. Diese Kraft ist vorhanden und wird sich betätigen, wie draußen vor dem Feinde, so in den Grenzen des deutschen Vaterlandes jetzt, wo es gilt, ihm die Mittel zu schaffen, deren es für den Kampf um seine Existenz und seine Weltgeltung bedarf.

Die Siege, die unser herrliches Heer schon jetzt in West und Ost errungen, berechtigen zu der Hoffnung, daß auch diesmal wie einst nach 1870/71 die Kosten und Lasten des Krieges schließlich auf diejenigen fallen werden, die des Deutschen Reiches Frieden gestört haben.

Vorerst aber müssen wir uns selbst helfen.

Großes steht auf dem Spiele. Noch erwartet der Feind von unserer vermeintlichen finanziellen Schwäche sein Heil. Der Erfolg der Anleihe muß diese Hoffnung zerstören.

Deutsche Kapitalisten! Zeigt, daß Ihr vom gleichen Geiste beseelt seid wie unsere Helden, die in der Schlacht ihr Herzblut verspritzen! Deutsche Sparer! Zeigt, daß Ihr nicht nur für Euch, sondern auch für das Vaterland gespart habt! Deutsche Korporationen, Anstalten, Sparkassen, Institute, Gesellschaften, die Ihr unter dem mächtigen Schutze des Reiches erblüht und gewachsen seid! Erstattet dem Reiche Euern Dank in dieser schicksalsschweren Stunde! Deutsche Banken und Bankiers! Zeigt, was Eure glänzende Organisation, Euer Einfluß auf die Kundschaft zu leisten vermag!

Nicht einmal ein Opfer ist es, was von Euch verlangt wird! Man bietet Euch zu billigem Kurse Wertpapiere von hervorragender Sicherheit mit ausgezeichneter Verzinsung!

Sage keiner, daß ihm die flüssigen Mittel fehlen! Durch die Kriegsdarlehnskassen ist im weitesten Umfang dafür gesorgt, daß die nötigen Gelder flüssig gemacht werden können. Eine vorübergehende kleine Zinseinbuße bei der Flüssigmachung muß heute jeder vaterländisch gesinnte Deutsche ohne Zaudern auf sich nehmen. Die deutschen Sparkassen werden den Einlegern gegenüber, die ihre Sparguthaben für diesen Zweck verwenden wollen, nach Möglichkeit in weitherziger Weise auf die Einhaltung der Kündigungsfristen verzichten.

Näheres über die Anleihen ergibt die Bekanntmachung unseres Reichsbank-Direktoriums, die heute an anderer Stelle dieser Zeitschrift erscheint.

Kriegshumor.



„Made in Germany"

Milchlimonade und Milchgelee für Verwundete und Kranke.

Bei der Pflege Verwundeter und Kranker wird man oft beobachten können, daß gegen feste Nahrung ein Widerwille und nur großes Verlangen nach kühlenden Getränken besteht. Wenn man aber immer nur den Durst durch Limonaden und kalte Tees stillt, so wird der Magen gefüllt, ohne dem Körper Nährstoffe zuzuführen, und die Kranken werden dabei leicht kraftlos. Milch, roh, gekocht oder sauer wird selten gern, wenigstens nicht auf länger genommen, dagegen hat sich eine Milchlimonade und Milchgelee als vorzüglich bei der Pflege Verwundeter bewährt. Die Milchlimonade wird wie folgt zubereitet: Zwei große, recht aromatische und fleckenlose Zitronen werden mit einem Obstmesser sehr dünn abgeschält, der Saft ausgepreßt und die abgeschälte Schale in diesen gelegt, worin sie mindestens 12, besser aber noch 24 Stunden lang ziehen müssen. Das Gefäß muß natürlich fest verschlossen werden, damit kein Aroma entweicht. Nach der angegebenen Zeit gießt man den Zitronensaft durch ein feines Haarsieb oder ein Mulltuch, läutert ein Kilogramm ungeblauten Hut- oder Lompenzucker durch Kochen mit ganz wenig Wasser und gießt sodann eine Flasche ganz leichten Mosel- oder säuerlichen Apfelwein dazu. Zwei Liter gute Milch werden schnell abgekocht und heiß an die Mischung gegossen. Durch mehrmaliges Filtrieren klärt man sodann die Milchlimonade, füllt sie auf Flaschen und legt sie auf Eis. Man reicht sie in Gläsern und gibt recht knusprige Zwieback oder Keks dazu. Diese in Österreich und an der Riviera an heißen Tagen als Jause sehr beliebte Milchlimonade ist außerordentlich erfrischend und dabei sehr nahrhaft.

Das Milchgelee, das besonders für sehr von Kräften gekommene Kranke und Verwundete als Stärkungsmittel verabreicht wird, stellt man folgendermaßen her: Ein Liter Milch wird im Wasserbade mit einem Pfund angeblautem Zucker aufgekocht und zehn Minuten lang kochend erhalten, dann sehr schnell und stark unter fortwährendem Rühren abgekühlt, damit sich keine Häutchen bilden, und 30 g in einer Tasse warmen Wassers gelöste, weiße Gelatine zugesetzt. Die Mischung muß sehr sorgfältig verrührt werden, sonst gibt es Knötchen, die dem Patienten leicht den Appetit verderben. Während des Rührens fügt man noch den Saft von 4 Zitronen oder Apfelsinen und drei Weingläser voll guten Rheinwein hinzu. Dann füllt man die Masse in mehr flache als hohe Gläser oder Eisschalen, und reicht sie recht kalt mit Zwieback, Keks oder Waffeln. Auf Eis hält sich das Milchgelee zwei Tage lang frisch. Es wird von den Patienten gewöhnlich sehr gern genommen, und es tritt auch so bald kein Widerwille dagegen auf, besonders wenn man bald Zitronensaft, bald Apfelsinensaft dazu verwendet. Wo Alkohol erlaubt ist, und zum Beispiel bei Herzschwäche usw. direkt

verordnet wird, kann man anstatt des Rheinweines auch alten, guten Kognak oder Rum nehmen, natürlich nur ein bis anderthalb Weinglas voll. Wenn man Wein verwendet, so nehme man nicht etwa leichten Mosel- oder Kochwein, sondern wirklich guten Rheinwein, denn das Milchgelee soll ein Kräftigungsmittel, nicht nur ein Genußmittel sein.

Als sehr erfrischendes und außerordentlich gut bekömmliches, schlaferzeugendes Getränk ist Lindenblütentee, mit Zitronen- oder Apfelsinensaft versetzt und auf Eis gekühlt, sehr zu empfehlen. Dieses Erfrischungsgetränk wurde auf den Bahnhöfen bei den großen Truppentransporten verabreicht und fand ungeteilten Beifall. Man rechnet für Limonadenzwecke auf einen Liter Wasser einen gehäuften Teelöffel voll getrockneten Tees und den Saft einer großen Zitrone oder zweier Apfelsinen. Zucker nach Belieben, aber nicht zu viel, da zu süßer Tee sonst weichlich schmecken und die durststillende Wirkung beeinflussen könnte. M. Ku.

Beachtenswerte Mitteilungen.

Freigabe des Paketverkehrs. Unsern Lesern, die ihren Bedarf an den verschiedensten Dingen des täglichen Lebens und ihres Haushaltes bei den in Reclams Universum inserierenden Geschäftshäusern aus alter, liebgewordener Gewohnheit zu decken pflegten, wird es angenehm sein zu erfahren, daß der Postpaket- und Frachtverkehr seit Anfang September wieder in vollem Umfange freigegeben ist. Wir bitten unsere verehrlichen Leser, ihre schon immer bewiesene Anhänglichkeit an Reclams Universum gerade jetzt dadurch in die Tat umzusetzen, daß sie bei Einkäufen in allererster Linie die als leistungsfähig bekannten Inserenten unserer Zeitschrift berücksichtigen. Sie helfen damit diesen Firmen über die jetzige schwere Zeit hinweg, während welcher dieselben ihren Betrieb — mit großen Opfern — aufrechtzuerhalten suchen.

Ilmenau. Am Technikum Ilmenau werden die Vorlesungen und Übungen zu dem am 15. Oktober beginnenden Wintersemester in normaler Weise in allen Abteilungen aufgenommen.

Bad Sooden a. Werra. Alle Hände rühren sich hier, um den verwundeten Kriegern Linderung und Pflege zu bieten. Die Badeverwaltung hat ihre schönsten Räume, den prächtigen Kursaal, mit Nebenräumen in ein großes Lazarett verwandelt. Die Kinderheilanstalt ist ebenfalls zu einem solchen hergerichtet worden.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nicht zugesagt werden. Rücksendung von Büchern findet nicht statt.

Der europäische Kriegsschauplatz in zwei Karten von P. Kraus. Preis je 80 Pfennig. Das Bibliographische Institut in Leipzig gibt die beiden Karten heraus, die einen guten Überblick über den westlichen und östlichen Kriegsschauplatz gewähren. Eine willkommene Ergänzung dazu dürfte der im gleichen Verlag erscheinende **Atlas zum europäischen Kriegsschauplatz** bilden. Preis 1 Mark 50 Pfennig. Er enthält 18 Karten aus Meyers Konversationslexikon, zunächst eine Übersichtskarte von Europa, sodann Einzelkarten von Ost- und Westpreußen, Schlesien, Rußland, Ungarn, den Balkanstaaten, Frankreich, Elsaß-Lothringen, Belgien, Großbritannien, Skandinavien, Italien, China, Japan, Afrika, den Kolonien usw. in handlichem Format.

Die persönliche Feldausrüstung des deutschen Offiziers, Sanitätsoffiziers und Militärbeamten, sowie der Mannschaften. Von Generalarzt a. D. Dr. Rotter. (J. F. Lehmanns Verlag in München. Preis 50 Pfennig.) Ein brauchbares Büchlein, das in gedrängter Kürze einen Überblick über alle zur Feldausrüstung unentbehrlichen und wünschenswerten Gegenstände gibt und dank einer Anzahl praktischer Ratschläge, die es enthält, besondere Beachtung verdient.



Für Liebesgaben an unsere Truppen

die für guten Lesestoff zur Verkürzung der unfreiwilligen Wartezeit herzlich dankbar sind, eignet sich Reclams

Universal-Bibliothek

besser als irgendeine andere Ausgabe. Die Reclam-Bände bieten bei dem billigen Preis von 20 Pf. vielseitigste Auswahl aus der klassischen und modernen Literatur. Sie haben bei guter Ausstattung äußerst bequemes Format und sind deshalb ganz besonders geeignet als Lesestoff für Verwundete, also

zu Stiftungen für die Lazarett-Büchereien

Auswahl-Verzeichnisse geeigneter Bücher und vorgedruckte Versand-Umschläge auf Wunsch umsonst an jedermann.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Inseratenteil verantwortlich: i. V. Paul Lehmann in Leipzig.